

1943

Heft 1/2



# Afrasischer Bote

Mitteilungsblatt  
der Deutschen Heimsschule Weissen

Sapere aude

# Afranischer Bote

Mitteilungsblatt der Deutschen Heimschule Meißen

Herausgegeben i. B. von Studienrat Dr. Bernhard Hansen, Meißen, Freiheit 16

21. Jahrgang

Juni 1943

Heft 1/2

Inhalt: Wort des Führers — Vorspruch — Ehrentafel der Gefallenen — 1543 bis 1943  
Bericht über das Leben in Schule und Heim — Humanistische Bildung auf St. Afra —  
Drei Fabriciusbriefe aus der afranischen Bibliothek — Die Fürstenschule St. Afra  
im 18. Jahrhundert — Afranisches von 1810-1850 — Aus Goethes Gesprächen —  
Aus unserer Feldpostmappe — Unsere Luftwaffenhelfer berichten — Schwarzes Brett  
Familiennachrichten — Geschäftliches.

Wer Glauben im Herzen hat,  
der hat die stärkste Kraft der Welt,  
die es überhaupt gibt

ADOLF HITLER

Afraner/Augustiner-Archiv  
Meinerzhagen

## UNSER LEBEN

Wer kann unfre Seele töten,

Wer das junge Blut verderben!

Ringt der Baum in Sturmesnöten,

Rinnt der Stamm aus offenen Kerben:

Tief im Boden - taufend Streben,

Eng gefchlungen,

In die schwere deutsche Erde hart gedrungen -

Hält die Wurzel und faugt Leben.

Erwin Guido Kolbenheyer



## FÜR FÜHRER UND VOLK STARBEN DEN HELDENTOD IN DIESEM KRIEGE

97 Erwin Siegfried	Wolfgang Jesch	Gottfried Wötzel
01 Rudolf Gündel	Reinhard Neuberger	33 Volkmar Dönitz
05 Gerhard Körner	Wilhelm Rößiger	Wolfgang Klingner
07 Hans Greifenhagen	Götz Weißleder	Ernst Luthardt
16 Friedrich Kühn	28 Gerhard Heilmann	Eberhard Wolf
Joachim Tänzler	Karl Janke	34 Jürgen v. Harling
18 Gottfried Gallert	Hartmut Klepl	Dieter Prietzel
Christian Haeselbarth	Gotthold Mage	Ortwin Rautenstrauch
Horst Näther	29 Hans-Georg v. Carlo-	Martin Schönberger
19 Gottfried Horn	witz-Hartitzsch	35 Walter Blobel
Rudolf Richter	Hans-Joachim Fischer	Lothar Blum
20 Hans-Siegfr. Nicolai	Herbert Hackenschmidt	Karl Hammermüller
21 Hermann v. Prosch	30 Alfred Friebe	Christian Teichert
Erich Gräf	Richard Lattke	36 Christoph Lübke
23 Holm Mannschatz	Gottfried Ranft	
Hermann Riedrich	31 Gerhart König	VERMISSTE
Fritz-Leo v. Schwerdtner	Walter Kühn	26 Jochen Knop
24 Hans-Joachim Crome	Fr.-August Probst	27 Georg Pfeiffer
Harald v. Heynitz	Christlieb Schleinitz	Christian Segnitz
Martin Nußbaum	Ingofried Zwaer	29 Rudolf Koenig
Johannes Oettrich	31 a Wilhelm Francke	30 Tankred Freyer
Gerhard Scholz	Felix Luthardt	31 a Hermann Probst
25 Siegfried Knöfler	Hans-Jochen Schulze	32 Gerhard Geigenmüller
Arndt Ranft	32 Erich Apelt	35 Hans-Joachim Schmidt
Arnd Schack	Rolf Dennhardt	Ernst Steinbach
26 Günther Lennert	Wilfried Hiede	Afr. Lehrer 1934—1938
Gerhard Piltz	Eberhart Ilberg	
27 Wilhelm Eberlein	Reinhard Peter	GEFALLENE LEHRER
Joachim Frhr. v. Fink	Ernst-Helm. Pfeiffer	Herbert Eisold
Rudolf Görne	Kurt Raasch	Ref. Ostern 1936/37
Dietrich Höfer	Christian Thomsen	Gerhard Boost
		Ref. Jan. 1935 - Dez. 1936

SAG NICHT, ES STERBEN DEINE HELDEN!

1543 — 1943

Je älter der Mensch wird, um so mehr verliert sein Geburtstag für ihn an Frohsinn und farbiger Pracht, dafür gewinnt er an Selbstbesinnung und Erkenntnis. Meist pflegt der Mensch an seinem 50. oder 70. Geburtstage Rückschau zu halten auf den Weg, den er ging, und Ausschau auf die Strecke, die noch vor ihm liegt und für die ihm seine Freunde die besten Wünsche übermitteln.

Eine 400 Jahre alte Schule hält diese Rück- und Vorschau auch, nur ist ihr Leben nicht mit dem des menschlichen Geburtstagers zu vergleichen. Der Krieg verbietet auch ihr den Glanz der Feiern, die sonst diesen Tag herausgehoben hätten. Sie denkt zunächst an alle die ehemaligen Schüler und Lehrer, die vorm Feind stehen und früher so oft sich schon auf die Julitage 1943 freuten. Mit stolzer Trauer grüßt sie die Gräber in fremder Erde . . . Ihnen wird die erste Stunde des 4. Juli 1943 gelten.

Bei einem flüchtigen Blick auf die durchlaufenen vier Jahrhunderte sieht die Fürstenschule Meißen, wie sie in enger Verbundenheit mit dem sächsischen Staat all die Sorgen und Kriegsnöte, die gerade Kursachsen im Verlauf der deutschen Geschichte beschieden waren, durchlebt hat, sie empfindet dankbar, wie väterlich sich ihr der „Vater Staat“ vom Kurfürsten Moritz an gezeigt hat. Sie weiß auch von der engen Verbundenheit in guten und bösen Tagen mit der Stadt Meißen, auch wenn sie als „Landesschule“ über die Mauern der Stadt hinausragte. Den geistigen Strömungen der Jahrhunderte hat sie wie jede menschliche Institution ihren Tribut gezollt, lächelnd denkt die Vierhundertjährige an manchen Irrweg, den St. Ura durch die „rabies theologorum“ oder durch Nachahmung fremder Sitten gegangen ist. Doch die gesunden Kräfte, die das Leben im Heim vom Anbeginn an gestalteten, haben sie nie verlassen, und ernste wissenschaftliche Arbeit hat die jungen Ufraner so erzogen, daß sie als Altafraner nicht bloß in allen Zweigen der Wissenschaft bedeutende Leistungen erzielten, sondern sich auch stets dankbar ihrer Rektoren und Lehrer erinnerten. Die Liebe zum deutschen Vaterland haben zu allen Kriegszeiten junge und alte Schüler mit gleicher Hingabe bewiesen. Die Form des humanistischen Gymnasiums, so zeitbedingt seine einzelnen Stadien auch gewesen sein mochten, blieb die vier Jahrhunderte erhalten, und die in ihm ruhenden Kräfte gaben vielen Generationen jenen geistigen Weitblick und idealistischen Schwung, der geistigen Menschen oft das Leben erst lebenswert macht. So darf die Schule voll stolzer Dankbarkeit auf 400 Jahre erfolgreichen Wirkens zurückblicken.

Tempora mutantur — den Wandel der Zeiten, ja den hat eine Vierhundertjährige zu spüren bekommen — et nos mutamur in illis —, daß auch wir uns in und mit den Zeiten wandeln, zeigt jedes Einsichtige die eigene Entwicklung. Den Sieg des Nationalsozialismus hat unsere Schülerschaft, in deren Reihen die erste sächsische Zelle des NS-Schülerbundes erkand, mit vorbereiten helfen. Die nationalsozialistische Weltanschauung ist seit 1933 die Grundlage der schulischen Arbeit. Wenn am 17. 11. 42 die Fürstenschule zur Deutschen Heimsschule Meißen erklärt wurde, so weist dieses Ereignis den Blick voraus. Wir sind damit zu Aufgaben gerufen, die weit über das alte Kursachsen und das kleine Königreich hinausragen in den großdeutschen Raum. Das Reich des Führers durch die Erziehung charakterstarker, körperlich harter und geistig tüchtiger Jungen sichern zu helfen, ist die edelste Aufgabe der Heimsschulen. So führt der Blick am 400. Geburtstag weit hinaus in eine große deutsche Zukunft. Die Schule fühlt sich für diese Aufgabe nicht zu alt. Sie möge in ihr weiterwachsen und möge jetzt, wo zu neuen Ufern ein neuer Tag lockt, ihren Beitrag leisten zum Reiche Adolf Hitlers!

Dr. Hansen

## Bericht über das Leben in Schule und Heim

(Dezember 1942 bis Mai 1943)

Bei der Schilderung römischen Wesens spielt der Begriff der virtus eine bedeutsame Rolle. Gern wird zu seiner Erläuterung die zweite Römerode des Horaz herangezogen, da hier die virtus in zweifacher Beleuchtung erscheint. Einmal die virtus des Kriegers, der fern im Osten auf asiatischem Boden den gefährlichen Feind bekämpft, dann die des echten Staatsbürgers, der, unbeirrt von allen äußeren Einflüssen, seiner innersten Überzeugung folgt und so sich, selbst auf neuen Wegen, die Unsterblichkeit sichert, die dem Soldaten der Tod auf dem Schlachtfeld bringt. Dieser schöne Gedanke, den griechische Philosophen fanden und der römische Dichter in poetische Form goß, stand mir vor der Seele, wenn beim Flaggenappell des Todes von Altafranern gedacht wurde.

Virtus recludens immeritis mori  
Caelum

ja ihnen allen hat ihr Mannestum den Himmel aufgeschlossen, sie alle verdienen nicht, tot zu sein, sie sollen weiterleben, nicht bloß in Tafeln und Büchern, sondern in den Herzen der Jungen. Das war auch der Sinn einer Feierstunde am 15. 3., in der Oberleutnant Dr. Hammer im Auftrag des Reichsministers für Luftfahrt ein schönes Bild des gefallenen Ritterkreuzträgers Oberleutnant Wilhelm Köhiger (Ufr. 27) überreichte. Aus eigener Kenntnis konnte ich der anwesenden Mutter und unseren Jungen ein Lebensbild dieses vorbildlichen Offiziers, dessen Bild nun im Treppenaufgang vor dem Festsaal die Jungen mahnt, entwerfen. Bei der Heldengedenkfeier am 20. 3. zeichnete SR. Hesse an Hand von Stellen aus dem Buche von Walter Fleg: „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ ein eindrucksvolles Bild des jungen Frontoffiziers. Auch diese ernste Gedankenstunde diente der Erziehung der Jungen für ihre Aufgaben beim Heer. Sie werden dazu jetzt schon in frühen Jahren herangezogen. Denn seit dem 20. 2. sind die Jungmänner der Jahrgänge 26 und 27 aus den Zügen 7 und 6 als Luftwaffenhelfer eingesetzt. Der Abschiedsstunde im Festsaal wohnten neben dem Vertreter des Kreisleiters Stadtrat Rnoch, Rektor Rohn und ein Offizier der Luftwaffe bei. Nachdem ich meine Abschiedsworte an das Dichterwort:

Sind wir auch eine junge Schar,  
so dienen dennoch wir mit Würde,  
mit junger Kraft und jungem Blut  
und wissen, daß mit dieser Bürde  
auf unsren Schultern Deutschland ruht

angeschlossen hatte, entließ Kreisstabsamtsleiter Pg. Bärtsch als Hoheitssträger die Jungmänner aus dem Kreise Meißen. Ihr Batteriechef, Oberleutnant Beek, machte uns die Freude, meinen kurzen Besuch zu erwidern und zwei Tage in Meißen zu verbringen. Wir erfahen schon daraus, noch mehr aber aus allen Gesprächen, wie sehr sich dieser Offizier unserer Jungen annimmt. An einem Abend erzählte er dem Coetus von den Aufgaben der Nachtjäger. Wie unsere Luftwaffenhelfer ihren Dienst sehen, sollen einige Berichte in diesem Heft zeigen. Weiter sprachen Leutnant Dr. Ködel über die Abwehrschlacht bei Rschew und Leutnant z. S. Jobst über seine Erlebnisse im Kanal, und Oberleutnant Ziesenis machte den Zügen 5 und 4 die Freude, sie zu einer Pionierübung nach Niesitz mitzunehmen, wobei sogar eine Fahrt in Sturmbooten möglich war. Ein besonderes Erlebnis für alle war es, als an einem Abend der Altafraner Leutnant Pfeiffer von seinem Einsatz in Tunis erzählte. Der vormilitärischen Ausbildung dienten neben dem HJ-Dienst, der jetzt wieder geschlossen in einem Stamm „Deutsche Heimsschule“ unter der geschickten Führung des jungen Altafraners Wolfgang Baum abgeleistet wird, Einberufungen einzelner Jungen zu Lehrgängen und Lagern. Nachdem im Jahre 1942 der Jahrgang 24 aus dem Zug 8 einberufen war, konnten nur elf Jungen des Jahrganges 1925 am 8. 2. 43 die schriftliche Reifeprüfung beginnen, die am 26. 2. durch die mündliche abgegeschlossen wurde. Am 27. 2. fand in Gegenwart der Eltern die Entlassung statt, der ich einige Verse aus dem schmalen Bändchen „Lieder der Getreuen“ zugrunde legte:

Gott gebe, daß wir unser Ziel erreichen,  
er schenke unfrem Geiste Kraft genug,  
daß die Gedanken, selbst im Höhenflug,  
dem schlichten Sinne unfres Führers gleichen!

Rektor Raftner schloß mit den besten Wünschen der Schule die Stunde ab. So war im Februar die Schülerschaft kleiner geworden, vollständig waren da die Züge 1 bis 5, von 6 zwei Jungen und einige von 7. Doch auch diese wurden von Woche zu Woche weniger, da erst die Offiziersbewerber, dann die Jungen des Jahrganges 1925 zum RLD einberufen wurden, so daß heute nur 3 aus 7 mit den 2 aus 6 eine Arbeitsgemeinschaft bilden. Hat so der Krieg seine Anforderungen an die Jugend gestellt, so machte er sie auch bei der Erzieherchaft geltend. Schon am 27. 1. wurde der Rektor wieder einberufen. SR Müller begleitete am 20. 2. die Luftwaffenhelfer zum Einsafort, wo er noch heute zur Betreuung und zum lateinischen und geschichtlichen Unterricht weilt. Am 27. 3. rückte Dr. Klähr als Rektor zur Wehrmacht ab, und am 19. 4. wurde Dr. Thielemann nach Falkenstein i. V. abgeordnet. Während der Unterricht der anderen Berufskameraden von den verbleibenden übernommen wurde, überwies das Ministerium für den Biologieunterricht SR Dr. Schuster von der Fichteschule Meißen, der seine Arbeitskraft zwischen beiden Schulen teilt. Da die Stadt Meißen von Fliegerangriffen bisher verschont blieb und die Alarme selten und kurz waren, konnte der Unterricht in geregelter, kräftiger Weise dank der steten Einsafreudigkeit aller Kameraden in der Berichtszeit vor sich gehen.

Nach dem militärischen nun der „civile Sektor“! In den ersten Tagen des Januar nahmen wir Abschied von der Frau Oberin, die nach Bischofswerda an die Lehrerinnenbildungsanstalt versetzt ist. Die Wertschätzung, die sich diese weit über ihren eigentlichen Aufgabenbereich und — über ihre Kräfte tätige Frau erworben hatte, kam sowohl aus den Worten des Rektors wie aus denen einer Vertreterin des Ministeriums zum Ausdruck. Die besten Wünsche für ihre Gesundheit und ihre Tätigkeit begleiteten sie, dazu viel Dankbarkeit, der Eltern und Jungen durch eine Erinnerungsgabe Ausdruck verliehen. Ihre Nachfolgerin, Frä. R. Woodt, war uns durch ihre Praktikantinnenzeit keine Unbekannte. An die Stelle von Frä. H. Kiedel, die am 31. März nach Dresden ging, trat als Heimmutter Frä. H. Rascher. Ihre Fürsorge soll zuerst den Zügen 1 und 2 gelten. In der Kranken- burg hat sie zum Glück jetzt weniger zu tun. In den Wintermonaten hatten wir dagegen durch den Scharlach manche Sorge, Mühe und Beschwerde. Doch verliefen alle Fälle gutartig, so daß wir jetzt nach einer gründlichen Desinfektion des ganzen Hauses keinen „Fall“ mehr haben. Ebenso wie „Wirtschaftsleiterin“ und „Heimmutter“ in der Dienstordnung für die Heimschulen vorgeesehen sind, so sind es auch besondere „Erzieher“, dafür wurden uns im Februar SA Heinrich und SA Hering überwiesen. SA Heinrich hat Zug 1, SA Hering Zug 3 übernommen, während bei Zug 2 Frau Schulz-Beege, bei 4 SR Höbel und bei 5 SR Hesse den Dienst als Zugführer tun. Die neue Einteilung in Züge ist nun auch im Heim durchgeführt. Durch die Verringerung der Schülerzahl Ende Februar mußte zur Ersparung von Rohle das Burgheim aufgegeben werden, Zug 1 und 2 kamen in die Stuben 5, 7, 9, 10, in 1 und 2 sitzen die Jungen von 4, in 3 und 4 die von 3, in 8 der kleine Zug 5, während die Reste von 7 und 6 in Stube 6 ein fast idyllisches Dasein führen. Diese Einteilung, die zunächst die starke Aufsicht durch Zugführer und Lehrer vom Dienst benötigt, ist ein Kennzeichen der Mannschaftserziehung. Diese wird auch durch Appelle und Heimabende gefördert. Durch eine Abkommandierung an die MPEL Plön in Holstein und durch eine Dienstbesprechung der Leiter der Deutschen Heimschulen in Weimar erhielt ich eine Menge von Anregungen und wurde mit den besonderen Aufgaben näher vertraut gemacht, über die bei einer Besichtigung der Schule OSR Ruge-Berlin in den ersten Dezembertagen grundlegende Ausführungen gemacht hatte. An den Abenden sitzen die Jungen jetzt häufig länger im Speisesaal, wo ich oder andere im Anschluß an den militärischen und politischen Tagesbericht erzählen oder berichten. Damit wird auch die politische Erziehung, der die Flaggenappelle und das gemeinsame Anhören von Rundfunksendungen dienen, gefördert. Die Betriebsgefölgenschaft hatte ich am 29. 1. und am 3. 5. zu Appellen versammelt, am 24. 3. fand in herzlichem Einverneh-

men ein Kameradschaftsabend statt. Eine Musikaufführung für das Kriegswinterhilfswerk war eine Bach-Feierstunde am 13. 2., die SR Helm mit bekanntem Geschick leitete. Hier kamen neben den Chören, dabei auch heiteren Liedern aus der Bauernkantate, unsere Solisten zu Gehör, vor allem die Geiger Nestler und Weber, am Klavier Langer und als Sänger Rau. Auch die Presse bezeichnete „den Versuch, sich bei einer Schulaufführung auf einen Meister zu beschränken, als vollauf geglückt“. Ebenso geglückt war ein Vortrag des Univ.-Prof. Dr. Messerschmidt-Königsberg, der mit zahlreichen Lichtbildern Rom als Ausdruck des faschistischen Italien darstellte. Die Verbundenheit mit Italien, dem modernen wie dem antiken, wurde hierbei in kultureller Hinsicht gewürdigt. Deutschland und Italien verteidigen jetzt gegen den Ansturm der Steppe und gegen jüdische Plutokratie die Werte einer echten Kultur. Unsere Jungen für diese Werte zu begeistern, soll auch weiter eine unserer schönsten Aufgaben sein!

31. 5. 43.

i. V.: Dr. Hansen.

## Humanistische Bildung auf St. Afra

Von Universitätsprofessor Dr. Andreas Thierfelder (Afr. 16)

Zu Fragen der humanistischen Bildung das Wort zu ergreifen, wird dem Altphilologen des öfteren von Berufs wegen angefohlen, und um der Sache willen wird er es kaum jemals ablehnen. Im Grunde taugt keiner weniger dazu als er. Wer die Wissenschaft und Lehre vom klassischen Altertum an Schule oder Hochschule zu vertreten hat, verdankt seinem Gymnasium wohl regelmäßig die entscheidende Anregung zur Wahl eben dieses Berufes, gewöhnlich auch ein hohes Maß von Förderung auf dem Wege zum Ziel. Wenn er sich selbst nach den Bildungswerten im engsten Sinne fragt, die seine Gymnasialzeit ihm vermittelt hat, wird er eher der weltanschaulichen, naturwissenschaftlichen, deutschkundlichen Unterrichtsstunden gedenken: auf dem humanistischen Sektor muß seinem Blick Bildung mit beruflicher Vorbildung notwendig in eins verfließen, und vom Bildungserlebnis dieses Bereichs zu reden dürfte somit besser dem Arzt, Ingenieur, Offizier usw. vorbehalten bleiben.

Dessen Darlegung hätte auch mehr Aussicht, das Interesse weiterer Kreise zu finden. Ist doch der Fall, daß junge Menschen mit humanistischer Reife gerade die klassische Philologie zum Lebensberuf erwählen, in den letzten Jahrzehnten nicht besonders häufig gewesen. Das zeigt auch die Nachrichten über die Berufswünsche der Abiturienten im Afranischen Boten. Ich glaube allerdings, daß die Verhältnisse hier über kurz oder lang eine Änderung erzwingen werden, die wahrscheinlich auch schon eingetreten wäre, wenn nicht der Krieg abnorme Verhältnisse schuf. Denn allzu offensichtlich ist das Mißverhältnis zwischen dem Bedarf an Lateinlehrern, der nach der neuen Schulordnung besonders groß ist, und der geringen Zahl der Studierenden, die sich gegenwärtig an den deutschen Hochschulen auf diesen Beruf vorbereiten. Nun hat die Erfahrung gelehrt, daß Studenten mit humanistischer Reife ihnen anders vorgebildeten Kameraden übertragen zu sein pflegen, nicht bloß in den philologischen Fächern. Ganz besonders groß und augenfällig ist dieser Vorsprung aber naturgemäß beim Lateinstudium, und vor allem ist er hier im Wesen der Sache selbst begründet. Die Normalform der Deutschen Oberschule pflegt das Griechische höchstens als Wahlfach, aber ohne enge Vertrautheit mit griechischer Sprache und Kultur kann niemand dem Ideal des Lateinlehrers entsprechen. Wir haben also das eigentümliche Verhältnis, daß für die zahlreichen Oberschulen der Normalform entsprechend viel Lateinlehrer gebraucht werden, die aber tunlichst ihre Ausbildung auf den Schulen der zahlenmäßig so viel schwächer vertretenen humanistischen Sonderform empfangen haben sollen. Hierdurch ist doch wohl eindeutig die Entwicklung vorgezeichnet, daß künftig sehr viel mehr Gymnasialabiturienten das Studium des Lateinischen erwählen müssen.

Wären hierunter besonders viele von Meisen, so würde dies bestimmt weder zum Schaden der Sache noch zu ihrem eigenen sein. Im Philologischen Seminar der sächsischen Landesuniversität Leipzig, wo genug Material zu Vergleichen in beiden Richtungen vorhanden war, haben sich die Zöglinge von St. Afra regelmäßig besonders ausgezeichnet. Dies ist mir von Professoren bestätigt worden, die aus weit entfernten Gegenden Deutschlands kamen und gänzlich unparteiisch waren. Denn von mir selbst will ich schweigen: ich bin von jeher „Partei“ für St. Afra gewesen und werde es immer sein. Nur von der Erfahrung meiner eigenen Studentenzeit will ich sprechen: wir Afraaner (und Augustiner) hatten als Studenten der beiden humanistischen Fächer ein sehr viel leichteres und fördernderes Arbeiten als die meisten unserer Kameraden, die von „freien“ Gymnasien kamen. Nicht daß uns stofflich auf der Schule erheblich mehr geboten worden wäre als den anderen: das war wohl hier und da der Fall, wenn ein Lehrer uns aus seinem Sonder-Interessengebiet zu kosten gab, aber die Lehrpläne waren grundsätzlich gleich. So muß es doch wohl an dem humanistischen Geist als solchem gelegen haben, der den gesamten Unterricht an St. Afra durchwaltete und ihm eine wahrhaft imponierende Geschlossenheit verlieh. Uns Schülern kam diese einheitliche Ausgerichtetheit keineswegs als etwas Besonderes, als etwas, was auch anders hätte sein können, zum Bewußtsein, und das war vielleicht die beste Seite der Sache: die selbstverständliche Gegenwart der Antike. Der für den oberflächlichen Betrachter naheliegende Gedanke, daß Thukydides, Horaz usw. doch recht alte Herren und ihre Sorgen vielleicht nicht so ganz mehr die unseren seien, kam uns einfach nicht und konnte uns nicht kommen. Von hervorragenden Lehrer- und Erzieherpersönlichkeiten uns in meisterlichen Unterrichtsstunden nahegebracht, erschienen uns die Alten als lebendige Mächte, mit denen wir uns unmittelbar auseinanderzusetzen hatten: gleich lebendig dann, wenn ihre Lehren, ihre mannigfachen Imperative behandelnden Widerhall bei uns fanden, wie in den nicht seltenen Fällen, wo ihre abgeklärte Weisheit auf unseren jugendlichen Widerspruch stieß. Ohne daß um das Grundfäßliche viel Worte gemacht worden wären, bestand andauernd diese Forderung zum Auseinandersetzen, dieses Angesprochenwerden, und erwies sich die lebendige Gegenwart der Antike wirksam in alle unsere Lebensbezüge hinein, deren Anzahl während der Schulzeit freilich eine begrenzte war.

Es liegt mir fern, mich zu dieser Einstellung etwa apologetisch zu äußern. Wer im vierten Jahre des europäischen Einigungskampfes noch nicht weiß, wo die geistigen Grundlagen Europas liegen, der wird es nicht erjagen. Nur dem Mißverständnis sei vorgebeugt, das sich vielleicht bei einem jüngeren Leser dieser Zeilen einstellen könnte: als habe es sich bei unserem afraanischen Serenium um ein klosterfriedliches Dahindämmern in gegenwartabgewandtem Vergangenheitskult gehandelt. An „Klängen der aufgereagten Zeit“ hat es unserm Jahrgang wahrhaftig nicht gefehlt, der mitten im ersten Weltkrieg die Schule bezog und dann den Zusammenbruch sowie die ersten Ansätze zu neuer Gestaltung im empfänglichsten Alter erlebte. Und wie leidenschaftlich haben wir an allem teilgenommen, um alles gestritten! Politik und Religion obenan, doch nicht minder Literatur und Kunst und was es war. Wie hätte es im brodelnden Herdenschüssel der Jahre nach 1918 anders sein können? Klösterlich „gefeit“ gegen solche innere Stürme hatte unsere afraanische Erziehung uns nicht, — Schülereltern, die das etwa erwartet hätten, mußten enttäuscht sein. Aber im Leben zu recht gefunden haben wir uns in all den schweren Jahren, die uns dann besonders nach der Schulzeit erwarteten, auf eine Weise, die mir jedenfalls ein charakteristisches Ergebnis unserer afraanischen Erziehung zu sein scheint.

Und damit bin ich freilich schon auf das gekommen, was nicht bloß die wenigen Altphilologen meines und der benachbarten Jahrgänge angeht. Die Lebensarbeit der anderen vielen hatte stofflich kaum mehr etwas mit Homer und Livius zu tun; selbst eine so leidenschaftlich „gebimste“ Angelegenheit wie die Frage, welchen Modus die verschiedenartigen Bedingungsätze im Griechischen erfordern, erwies sich nach dem Sprunge in die Freiheit als relativ unerheblich. Ja, überhaupt die Grammatik! Wie manches Zweigespann als „Gerth-Lamer“ und „Ellendt-Seuffert“ hat in edler Eintracht auf dem Bücher-Scheiterhaufen geschmort und ist von dem augenblicklich erleichterten ehemaligen Eigentümer auch in der Folge nicht vermisst worden. Hat die Unmenge von Fleiß, die auf das Einprägen der Grammatik verwendet wurde, ausschließlich der Vorbereitung auf das Lesen der Texte gedient? Oder hat die gramma-

tikalische Übersetzungsübung daneben einen anderen, selbständigen Zweck gehabt? Ich glaube, ja, und das wird so zusammenhängen: Alle modernen Kultur Sprachen unseres Blickfeldes sind mit unserer deutschen Muttersprache durch ein gemeinsames Band neuzeitlich-abendländischer Geisteshaltung verbunden und darum untereinander in Ausdrucksweise und Gedankenführung sehr ähnlich. Die Folge ist die bekannte Tatsache, daß man aus dem Französischen, Russischen usw. ganze lange Sätze ins Deutsche übersetzen kann, und umgekehrt, ohne sie eigentlich zu verstehen. Das ist bei den antiken Sprachen nicht möglich. Ihre Ausdrucksmittel und noch mehr vielleicht die Art, in der die Gedanken entwickelt und verknüpft werden, weichen von den entsprechenden Mitteln und Verfahren unserer Sprache (wie aller modernen) so weit ab, daß eine gelungene Übersetzung herüber und hinüber stets an die Voraussetzungen vollen Verständnisses des Gedankens gebunden ist. Damit erweisen sich die Sprachen des Altertums als Bildungs- und Erziehungsmittel von einzigartigem Wert, indem ein andauernder Zwang auf den Lernenden ausgeübt wird, die Meinung vom Ausdruck zu scheiden und um das Verständnis des einzelnen Gedankens so lange zu ringen, bis er in letzter Schärfe hervortritt.

Sobald aber, was anfangs unter Zwang erfolgt, vom Lernenden in den eigenen Willen aufgenommen wird und aus eigenem Entschluß und unter persönlicher Verantwortung geschieht, ist die Wendung ins Ethische erreicht: in zwei Stufen, wenn ich recht sehe. Der neuermorbene unbestechliche Tatsachensinn wird sich zunächst der Umwelt zuwenden und Gebilden, die mit unbewiesenen Wertansprüchen von außen herantraten, ein unbestechlicher Richter sein. Und so waren wir, als wir noch auf den „Streichgängen“ de omnibus rebus et quibusdam aliis disputierten: nüchterne, realistische Kritiker aller anspruchsvoll auftretenden Größen, Tatsachenfanatiker von wahrhaft inquisitorischer Strenge. Allmählicher — denn es ist das Vorrecht der Jugend, daß sie sich selbst so gut gefällt — bahnte sich daneben die andere, fruchtbarere Wendung der Kritik auf das eigene Selbst an: hier bedurfte es des Anstoßes der Klassen- und Schulkameradschaft mit ihrem berühmten „Schliff“, der hochgespannten unterrichtlichen Anforderungen und klug temperierten erzieherischen Tadelns, der zunächst oft mit beleidigter Miene aufgenommen wurde und dann doch den Stachel zurückließ. Wer hätte sich nicht ehrlich geschämt, von unserem unvergesslichen Professor Paul Winter das gefürchtete Urteil: „Reberei! Nichts dahinter!“ entgegennehmen zu müssen? Gewiß ist uns allen im späteren Leben noch oft genug bei unserer Gottähnlichkeit bange geworden. Wer wird von Halbwüchsigem das Maß an Selbsterkenntnis erwarten, das sich im günstigsten Falle mit dem Schwabenalter einzustellen pflegt? Aber solche Krisen, die keinem erspart bleiben, half uns der Grundstock gesunder Selbstkritik überwinden, den wir von St. Afra mitgebracht hatten.

Doch hier stocke ich: habe ich den Lebensweg jedes einzelnen meiner Klassenbrüder so genau verfolgt, daß ich eine solche Versicherung über ihn ohne Bedenken abgeben kann? Ich bin mit den meisten von ihnen seit Jahren ohne Zusammenhang (und grüße jeden einzelnen von Herzen, der etwa diese Zeilen liest). Und doch wage ich es. Ich sehe sie im Geiste alle vor mir, die Afraaner des Aufnahmejahrganges 1916, mit ihren lebenswürdigen Eigenschaften, derentwegen mir jeder von ihnen teuer war und ist, und mit ihren Fehlern, über die ich mich geärgert habe, wie sie sich über die meinen. Und wenn ich einmal nur diese Fehler ins Auge fasse, so kann ich mir bei denen, die noch am Leben sind, dieselben im Laufe der inzwischen verflossenen Zeit noch fortentwickelt denken und außerdem annehmen, daß, wie es wohl geschehen mag, bei dem einen meiner Klassenbrüder diese, beim anderen jene Untugend auch neu hinzugekommen wäre. Aber eines kann ich nicht. Ich kann mir keinen von ihnen als Phrasenmacher vorstellen. Ein solches Maß von Aufrichtigkeit, von ungeschminkter Ehrlichkeit lag während sechs entscheidender Jahre, in guten und bösen Stunden, in gefälliger und oft auch in grober Form, über unserer Gemeinschaft gebreitet: das kann dem einzelnen niemals verlorengehen.

Und ich lasse es mir nicht nehmen: das ist die Frucht der afraanischen Erziehung. Nicht nur infolge ihres humanistischen Charakters. St. Afra ist kein beliebiges humanistisches Gymnasium. Es war gegründet als ausgesprochen sächsische Schule, und die typische, ein wenig aufklärerische Geistigkeit des oberländischen Volksschlages, seine weltbekannte „Heiligkeit“, ist der ganzen Gründung aufgeprägt. Naturhaft schlägt diese verstandesklare, nüchtern-pathosfeindliche Haltung bei den meisten Zöglingen durch, und der Geist der Schule kommt dem entgegen. Aber

was diese an sich neutrale Stammeseigentümlichkeit zum Wert adelt, ist doch erst das humanistische Ziel, in dessen Dienst sie im Rahmen der afranischen Erziehung gestellt wird und das ich zu kennzeichnen versucht habe. Um dieses Zieles willen konnte, so meine ich, kein Tropfen Schweißes zuviel fließen, um seinetwillen haben wir nicht umsonst gebebt beim Stichwort „Nachübersehung!“ und ähnlichen Alarmrufen, um seinetwillen sind Mut und Zirkumflex, Consecutio temporum und Hendiadyn nicht fruchtlos über uns herniedergerauscht. Und wenn die vorgedachten Wohltäter unserer Jugend, Ellendt-Schffert, Kübler, Eichler und wie sie heißen, heute phönixgleich der Asche des dereinstigen Abiturfeuers entschwebten, so würde vielleicht mancher der vormaligen Besitzer in einer gewissen dankbaren Anwandlung ihnen gern einen Platz in seinem Bücherschrank einräumen. Oder sie doch wenigstens ganz behutsam und mit einer Nührungsträne zur Altmaterial-Sammelstelle bringen.

## Drei Fabriciusbriefe aus der afranischen Bibliothek

Von Studienrat Dr. Fr i s C a s p a r i

M. Georg Fabricius aus Chemnitz, der die Blütezeit des Humanismus in Sachsen verkörperte, lebt zugleich in der Geschichte der Fürstenschule zu Meißen als der Schöpfer einer äußeren und geistigen Organisation fort, die zum Segen unseres engeren Vaterlandes in ihren Grundzügen fast vier Jahrhunderte überdauerte. Daß dieses Mannes, des bedeutendsten Rektors von St. Afra, in den Tagen gedacht wird, in denen das Illustre Afraneum sein 400 jähriges Bestehen feiert, ist ein Gebot der Pietät. Und es ist schwerlich bloßer Zufall, daß sein Name zugleich die Geister dreier anderer afranischer Rektoren und Lehrer heraufbeschwört, die sich in der Wissenschaft ihren Platz gesichert haben: D. R. W. Baumgarten-Crusius, H. Peter und Th. Flathe. Von Fabricius sprechen, heißt gleichzeitig, den wissenschaftlichen Arbeiten dieser drei Männer dankbare Anerkennung zollen.

Von Th. Flathe stammt das grundlegende Werk über die Geschichte unserer Schule bis zum Jahre 1879, in dem der neue Bau erstand. Das Buch bildet die Grundlage für alle, die später über die Fürstenschule geschrieben haben, und in ihm findet sich auch eine von tiefem Verständnis für die Eigenart des Fabricius getragene Charakteristik dieses Mannes. (Sancti Afrae Geschichte der Rgl. Sächs. Fürstenschule zu Meißen 1879 S. 24 ff.) D. C. W. Baumgarten-Crusius, der Rektor des Zentenarfestes von 1843, gab neben einer ausführlichen Biographie (De Georgii Fabricii vita et scriptis, Misena 1839) die erste nennenswerte Sammlung einer Gruppe von Fabriciusbriefen heraus (G. Fabricii Chemnicensis Epistolae ad Wolfg. Meurerum et alios aequales, Lipsiae 1845). Die an den Bruder Andreas veröffentlichte in zwei Schulprogrammen H. Peter (G. Fabricii ad Andream fratrem epistolae ex autographis primum editae, Pars prior 1891. Pars altera 1892) und beabsichtigte überdies die Herausgabe sämtlicher Briefe von und an Fabricius mit Unterstützung der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leider zerstückelte dieser Plan, der zu einem seiner Lieblingsgedanken geworden war, und er verzichtete auf die Weiterführung der Sammlung, „teils durch andere Arbeiten beschäftigt, teils aus Betrübnis über das Mißlingen seiner Absicht“. Doch überließ er das gesamte Material, das er selbst und Prof. Flemming in Schulporta zusammengebracht hatten, der afranischen Bibliothek „mit dem Wunsche, daß sich ein Gelehrter innerhalb oder außerhalb des afranischen Kollegiums finden werde, der die mühsame Arbeit der Herausgabe aller Briefe unfres berühmten Rektors übernimmt“. Seitdem sind rund dreißig Jahre vergangen, ohne daß sich dieser Wunsch erfüllt hätte.

Nun enthält als eines ihrer kostbarsten Besitztümer unsere Bibliothek außerdem noch fünf Originalbriefe und einen in alter Abschrift, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind mit Ausnahme des kürzesten, der im Programm von 1911 S. 27 vom damaligen Bibliothekar Dr. U. Engelmann mit einigen sachlichen Erläuterungen abgedruckt wurde. (Vgl. das Faksimile S. 14.) Die Briefe kamen als das hochherzige Geschenk des ehemaligen Fürstenschülers R. E. Henrici (Grimm. 1893) in

den Jahren 1911 und 1912 an den damaligen Rektor Dr. J. Poeschel, der sie der Bibliothek überwies. Die Absicht, sie alle sechs zur Feier des Jubiläums mit ausführlichen Erläuterungen herauszugeben, mußte fallengelassen werden — die Zeitumstände machen eine Drucklegung unmöglich —, doch mögen unter Weglassung alles gelehrten Beiwerkes wenigstens drei von ihnen im folgenden bekannt gemacht werden als Beispiele dafür, wie menschlich nahe uns in diesen z. T. offensichtlich in Eile hingeworfenen Zeilen der große Gelehrte kommt mit seinen mannigfachen Sorgen um das Schicksal seines Vaterlandes, das Wohl und Wehe seiner Angehörigen, seiner Freunde und der ihm anvertrauten jungen Menschen. Als echter Sohn seines Jahrhunderts aber tritt er uns mit einer starken Neigung zum Aberglauben entgegen. Trotzdem kommt eine tiefe, ehrliche Frömmigkeit zum Ausdruck, deren Gegenpart allerdings auch eine ebenso ehrliche Abneigung ist gegen die, die seiner Meinung nach vom rechten Glauben abweichen oder Mißgunst und hämische Gefinnung zeigen; dann kann er auch hassen und diesem Gefühle mit den schärfsten Worten Ausdruck verleihen. Doch muß man den Brieffschreiber in diesen Fällen mit dem Maßstab seiner Zeit messen. Vor allem eins tritt bei der Lektüre seiner Briefe zutage: erstaunlich weit gespannt ist der Kreis seiner Bekanntschaften in der Gelehrtenwelt. Mit vielen arbeitet er Hand in Hand, holt sich bei ihnen Rat oder bittet sie um Überlassung von Material; aus einem der afranischen Briefe erfahren wir, daß er das Manuskript eines seiner Werke vor dem Drucke an den Theologen Hieronymus Weller, einen Freund Luthers, schickt mit der Bitte, es durchzusehen und allenfalls Verbesserungen und Ergänzungen anzubringen.

Einer aus diesem Gelehrtenkreis war Joachim Camerarius, an den die drei hier ausgewählten Briefe gerichtet sind. Er gehörte zu den ersten Philologen der damaligen Zeit und unterhielt einen weit ausgedehnten Briefwechsel mit führenden Männern der Wissenschaft; Freundschaft verband ihn u. a. mit Coban Hesse und Melanchthon. Seiner Tätigkeit in Leipzig, wohin er 1541 ging, ist es zu einem guten Teil zu verdanken, daß diese Universität die zweite, nach Melanchthons Tod die erste Deutschlands wurde. Auch auf die Reform der Gymnasien und Fürstenschulen wirkte er ein, ja, der philologische Unterricht in ganz Sachsen ward durch ihn gehoben. Zwei Söhne, Philipp und Ludwig (vgl. S. 15), waren Afraner.

\* \*

Mustern wir nun kurz die Persönlichkeiten, die namentlich genannt werden. In die Nähe Melanchthons gehören außer Camerarius der Straßburger Geschichtsprofessor Nikolaus Gerbel, der Pate von Luthers ältestem Sohn, und Johannes Stigel, zur Zeit unseres zweiten Briefes, in dem auf den Tod seiner Frau hingewiesen wird, Professor an der neu gegründeten Universität Jena. Allerdings standen beide dem Praeceptor Germaniae nicht so nahe wie Fabricius selbst, der ihm durch Beziehungen verbunden war, die im Laufe der Jahre immer herzlicher und inniger wurden.

Ein Meißner Kind war Leonhard Bادهorn, dessen Schüler der Brieffschreiber in Annaberg gewesen war. Er war zweimal Rektor der Universität und viermal regierender Bürgermeister in Leipzig, auch Abgesandter des Kurfürsten Moritz auf dem Tridentiner Konzil. Als unser zweiter Brief geschrieben wurde, hielt er sich gerade in seiner Vaterstadt auf, wo damals noch seine Mutter lebte. Freilich litt er an starker Nervosität und machte dadurch seiner Umgebung das Leben schwer. Dr. Christoph Leuschner behandelte ihn, der zweite Schularzt von Afra, dessen Name einst an der Marktapotheke zu lesen war unter dem Spruch: Initium sapientiae timor domini 1560 („Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“).

Der große Straßburger Pädagog Johannes Sturm wird in dem ersten Brief mit Worten erwähnt, die eine gewisse Animosität deutlich verraten, wie sie auch sonst bei Fabricius mitschwingt, wenn er auf ihn zu sprechen kommt. Sturm war 1546 — in diesem Jahre ist der Brief allem Anschein nach verfaßt — in wichtiger diplomatischer Sendung in Frankreich und wurde bei dieser Gelegenheit auch vom König Franz I. in Audienz empfangen. Fabricius scheint mit seiner Tätigkeit nicht völlig einverstanden gewesen zu sein. — Weniger bekannt endlich ist der Humanist Valentin Trosendorf, der Rektor der Lateinschule in Goldberg; er war wenige Wochen vor Abfassung unseres zweiten Briefes in Liegnitz gestorben.

Den Kreis der Persönlichkeiten, die von Fabricius namentlich erwähnt werden, schließen drei Vertreter der Hofgesellschaft: die Räte Georg von Romerstadt, Johannes von Ponidau und Ulrich von Mordeisen. Der erste von ihnen steht zu Ulra in engster Beziehung. Er diente nicht weniger als vier Fürsten: Georg dem Bärtigen, Heinrich dem Frommen, Moritz und August. Von seiner Hand stammt der erste Entwurf zur Gründung der Fürstenschulen. Deshalb erscheint er auch auf dem Bilde der einen Schmalwand in unserer Aula: er sitzt quer vorn an dem grünen Tisch des Beratungszimmers, rechts von ihm erhebt sich gerade der berühmte Schulmann Johann Rivius, der „auf Romerstadts ausdrücklichen Vorschlag bei der Gründung der neuen Schulen zu Räte gezogen wurde“. (Flathe, S. 23.)

So werden wir schon bei der Lektüre der drei herausgegriffenen anspruchslosen Briefe mitten hineinversetzt in die führenden geistigen Kreise der damaligen Zeit. Wir geben im folgenden den lateinischen Text der Schriftstücke mit deutscher Übersetzung, jedoch ohne die Adressen, die regelmäßig auf der Rückseite angebracht sind, und ohne die immer wiederkehrenden Begrüßungsformeln.

I.

Scriberem ad te saepius, si quid esset, quod tibi consolationem adferre posset his miserrimis temporibus: quanquam enim te puto haec forti animo ferre, tamen sine dolore esse, non possum credere, ea enim imminet vniuersae Germaniae mala, quae nisi propicius Deus, sedare nemo potest. Attulerunt mihi nonnihil consolationis Gerbelii nostri viri optimi et suauissimi literae: et inest in iis querela de principe nostro, quam legi inuitus. Quod si certum nuncium nactus ero, ut spero, mittam ad eum excusationem germanice editam. Sturmius adhuc legatum agit nescio Gallorumne an suorum. Melanthon ubi sit, scire cupimus, rumor hic fuit eum in morbum grauem incidisse: qui vtinam nos fallat. Inclusam schedulam mihi describendam dedit Oeconomus noster. Scripsi heri ad D. Cummerstadium, et ab eo petii, ut impetret et meliorem nobis pannum, et quantum ad vestem satis sit, memini etiam viatici mei, quam rem, ut pro tuo erga nos amore tu quoque iuues, cum commodú (!) erit, vehementer te oro. Vale. Misenae V. Id. Decemb.

Georgius Fabricius.

„Ich würde öfter an Dich schreiben, wenn es etwas gäbe, was Dir Trost bringen könnte in diesen überaus traurigen Zeiten. Denn wenn ich auch glaube, daß Du sie tapfer trägt, so kann ich mir doch nicht denken, daß Du frei von Schmerz bist. Denn das Unglück, das ganz Deutschland bedroht, ist derart, daß ihm nur Gottes Gnade Einhalt tun kann. Etwas Trost hat mir ein Brief unseres lieben Freundes Gerbel gebracht, doch beschwert er sich in ihm über unseren Fürsten, was ich mit Unwillen gelesen habe. Sobald ich, wie ich hoffe, einen zuverlässigen Boten finde, will ich ihm eine deutsch abgefaßte Rechtfertigung schicken. Sturm spielt noch die Rolle eines Gesandten, ich weiß nicht, ob in französischen oder unseren Diensten. Wo Melanthon sich aufhält, möchte ich gern wissen; hier ging das Gerücht, er sei schwer erkrankt, hoffentlich bewahrheitet es sich nicht. Das beiliegende Blatt gab mir unser Schulverwalter — Johann Rospbach — zur Abschrift. Ich habe gestern an Dr. Romerstadt geschrieben und ihn gebeten, die Lieferung von besserem Tuch, das außerdem für ein Kleid wirklich ausreicht, für uns durchzusetzen, ferner habe ich mein Reise-geld erwähnt. Auch Dich bitte ich inständigst bei Deiner Liebe zu uns, mein Anliegen bei passender Gelegenheit zu unterstützen. Lebe wohl! Meissen, 9. 12.

Georg Fabricius.“

Die schweren Sorgen um das Schicksal Deutschlands, von denen Fabricius spricht, waren nicht unbegründet, und unsere Stadt bekam sehr bald die Not der Zeiten zu spüren: tatsächlich war noch nicht ein halbes Jahr nach Abfassung dieses Briefes vergangen, als Meissen die Truppen des Kurfürsten Johann Friedrich am 5. April 1547 in seinen Mauern sah; dieser ließ bei seinem Abzug 23 adlige Alumnen als Geiseln nach Wittenberg bringen (Fabricius, Annal. a. 1547). „Nach der Schlacht bei Mühlberg (24. 4. 1547) bedrängten spanische, ungarische und böhmische Reiter Stadt und Schule, und die Niederlage des Schmalkaldischen Bundes erfüllte jedes evange-

lische Herz mit den bangsten Besorgnissen vor einer kirchlichen Reaktion.“ (Flathe, S. 35.)

Die persönlichen Wünsche, die Fabricius zum Schluß äußert, betreffen die Lieferung der ihm zustehenden 10 Ellen Tuch zur Kleidung, die neben 150 fl. Gehalt, freiem Tisch nebst Getränk, freier Wohnung, Beleuchtung und Heizung sowie einem Buch Papier vierteljährlich zu den Dienstbezügen des Rectors gehörten. (Flathe, S. 81.) Damit haperte es mitunter, denn in einem Visitationsbericht vom Jahre 1554 lesen wir: „III. Zum virden, das Kleidung zu rechter zeit geben werde, vnd in sonderheit bedenden wir, das man den legenten so viel tuches gebe, das sie zimbliche rocke, nicht so kurz, daraus machen können, als nemlich idem zehen ellen, vnd von zimbllichem tuch.“ (Mitt. d. Ges. f. deutsche Erziehungs- und Schulgesch. VII. 1897 S. 214.) Unter dem „viaticum“ sind vermutlich die Reisekosten zu verstehen, die Fabricius bei seiner Übersiedlung von Straßburg nach Meissen erwachsen waren.

II.

Si alium in ipsius locum succedere vis, id impetrandum erit a Punica vel Mortesio, et facile fieri poterit: si vis eas literas per me illis reddi, declarabo etiam tibi studium meum. Amisit Silesia maximum ornamentum, venerandum senem Valentinum Trotzendorfium, qui plurimorum animos ad veram pietatem et optima studia excitauit. Stigellii nostri, viri optimi casu doleo: sed non deerunt illi piaee doctissimorum virorum consolationes: ipse certe ita instructus est omni pietatis et literarum genere, ut non possit deesse leuatio. Hoc mihi in propinqua sororis morte accidit, ut me non tam luctus ipse impelleret ad lachrymas, quamquam hoc abunde factum est propter desiderium: quam cogitatio de laetitia sempiterna, quia plena in Deum fiducia, et assidua inuocatione obdormiuit in filio Dei, et mihi quidem erepta sit e conspectu praesenti, sed eam propediem visurus sim in meliore vita, quia haec nostra breuissima est et miserima. Erunt hinc mittendi ad vos adolescentes aliquot, decreto consiliariorum: scire igitur cupio num illis locus sit, et num principis mandatum afferre sit necesse. incidet autem id tempus, in initium Iulii. Quae mutuo dedi filio tuo, omnia mihi sunt restituta. Vale feliciter. Misenae XVI. cal. Iun. M D LVI.

Georgius Fabricius.

„Wenn Du willst, daß ein anderer an seine Stelle tritt, so wirst Du das durch Vermittlung von Ponidau und Mordeisen erreichen müssen, und es wird leicht möglich sein. Wünschst Du, daß dieser Brief durch mich ihnen zugestellt wird, so stehe ich Dir auch gern zur Verfügung. Schlessen hat seine größte Zierde verloren, den verehrungswürdigen, greisen Valentin Trogendorf, der sehr viele zu wahrer Frömmigkeit und trefflichen Studien angeregt hat. Der Schicksalschlag, der unseren lieben, guten Stigel betroffen hat, geht mir sehr nahe; aber es wird ihm nicht an frommen Tröstungen gelehrter Männer fehlen; er selbst ist sicherlich in jeder Hinsicht so christlich gesinnt und wissenschaftlich gewappnet, daß Trost ihm nicht ausbleiben kann. So ging es mir kürzlich beim Tode meiner Schwester: es war nicht so sehr die Trauer selbst, die mich Tränen vergießen ließ — wenn ich das auch überreichlich tat aus Schmerz über den Verlust —, als vielmehr der Gedanke an die ewige Freude, weil sie voll Vertrauen zu Gott und unter dessen beständiger Anrufung in Christus entschlafen ist; zwar ist sie meinem irdischen Anblick entrückt, aber ich werde sie sehr bald in einem besseren Leben wiedersehen, ist doch das unsere hier auf Erden kurz und leidvoll. Es werden von hier einige junge Leute zu Euch geschickt werden müssen auf Beschluß der Räte; ich möchte also wissen, ob für sie Platz ist und ob es nötig ist, einen Befehl des Kurfürsten beizubringen. Der in Frage kommende Zeitpunkt wird Anfang Juli sein. Was ich Deinem Sohne geliehen habe, habe ich alles wiedererhalten. Lebe wohl! Meissen, 17. Mai 1556. Georg Fabricius.“

Äußere Gründe, die hier nicht weiter erörtert werden sollen, sprechen dafür, daß wir es nur mit einem Begleit Schreiben oder einer Nachschrift zu einem Briefe zu tun haben. Anscheinend soll ein Knabe — wer, wissen wir nicht — an Stelle eines anderen in das Alumnat „einrücken“, wofür „succedere“ der terminus technicus ist. Auch darüber läßt sich nichts feststellen, worum es sich bei den „jungen Leuten“ han-

delt, die nach Leipzig, wo der Empfänger des Briefes, Camerarius, damals war, gehen sollen. Doch ist das Schreiben wieder für den Verfasser charakteristisch durch die tiefe und echte Frömmigkeit, mit der er sich über einen Verlust, den er bei seinem ausgeprägten Familienfinn besonders schmerzlich empfand, hinwegzuhelfen mußte. In einem Brief vom 1. 1. 1556 teilt er seinem Bruder Andreas den Tod dieser Schwester Anna Trepta mit, die bei der Geburt ihres ersten Kindes starb. Darüber, daß seine inbrünstigen Bitten für sie nicht erhört worden seien, tröstet er sich mit den Worten: Quia meum non est praescribere Deo, sed ipsius voluntati parere, ipsi gratias agere. („Weil es mir nicht zukommt, Gott Vorschriften zu machen, sondern seinem Willen zu gehorchen und ihm zu danken.“) Er nahm sich der Kinder in selbstloser Weise an, trotzdem seine Mittel beschränkt waren, erlebte aber damit nicht viel Freude, ja, von seiten seines Schwagers erntete er geradezu Undank. Ebenso sympathisch wie dieser Ausdruck persönlicher Trauer berührt den Leser des folgenden Briefes der herzliche Ton, mit dem er seinen Freund Camerarius über die schwere Krankheit seiner Frau zu trösten sucht. Sie genas damals wieder und starb erst fünfzehn Jahre später, nachdem sie ihrem Manne neun Kinder, darunter fünf Söhne, geschenkt hatte.

III.

*Vt parens fidelis inter multos liberos maxime curat filium, qui aegrotus est: ita coelestis pater in domo tua praecipue nunc respicit ad eam partem, quae imbecillus est, nempe ad uxorem tuam. Filius tuus triduo febre caruit, eo tempore quo eum ante inuasit, hora nona noctis, sentit adhuc horrores exiguos: melius se habent etiam alij. De Cometa si quid edetur, mecum communica, et tuum significat iudicium, quod alijs antefero. Ornatiss. vir D. Badehornus grauius aegrotat, et interdum irascitur, si quid minus ex sententia, quod ipso morbo D. Christophorus ait esse grauius. Vale feliciter cum tuis omnibus. Misena v. Cal. Sept. M D LVIII.*

*Georgius Fabricius.*

Vt parens fidelis inter multos liberos maxime curat filium, qui aegrotus est: ita coelestis pater in domo tua praecipue nunc respicit ad eam partem, quae imbecillus est, nempe ad uxorem tuam. Filius tuus triduo febre caruit, eo tempore quo eum ante inuasit, hora nona noctis, sentit adhuc horrores exiguos: melius se habent etiam alij. De Cometa si quid edetur, mecum communica, et tuum

significa iudicium, quod alijs antefero. Ornatiss. vir D. Badehornus grauius aegrotat, et interdum irascitur, si quid minus ex sententia, quod ipso morbo D. Christophorus ait esse grauius. Vale feliciter cum tuis omnibus. Misena v. Cal. Sept. M D LVIII.

Georgius Fabricius.

„Wie ein getreuer Vater unter vielen Kindern am meisten um den Sohn sorgt, der krank ist, so nimmt sich der Vater im Himmel jetzt besonders des Gliedes Deiner Familie an, das gebrechlich ist, nämlich Deiner Frau. Dein Sohn ist seit drei Tagen fieberfrei gewesen; zu der Zeit, in der es ihn früher befiel, in der neunten Nachstunde, hat er nur noch unbedeutende Fieberfröste. Auch anderen geht es besser. Wenn etwas über den Kometen verlautet, so laß es mich wissen und teile mir dann Deine Ansicht mit, die ich den anderen vorziehe. Der verehrte Dr. Badehorn ist schwer krank und mitunter sehr unleidlich, wenn etwas nicht nach seinem Willen geschieht. Das ist nach Ansicht des Dr. Christophorus schlimmer als die eigentliche Krankheit. Laß es Dir mit all den Deinen gut gehen! Meissen, d. 28. August 1558. Georg Fabricius.“

Der Sohn des Camerarius, Ludwig, von dessen Erkrankung die Rede ist, war 1556—1560 Afraner, später Arzt in Annaberg, und erreichte ein Alter von nur vierzig Jahren; am 14. 6. 1582 starb er auf einer Reise in Karlsbad. Noch einmal, kurz vor seiner Entlassung, scheint es mit seinem Gesundheitszustand nicht zum besten bestellt gewesen zu sein. Denn als er in den Ferien seine Eltern aufsuchen wollte, hatte der Schularzt Christoph Leuschner zwar gegen die Reise nichts einzuwenden, doch wurde ihm vorsichtshalber ein zuverlässiger junger Mann mitgegeben.

Wichtiger aber für uns sind diese Zeilen wegen der Tatsache, daß in ihnen eine Eigenschaft des Fabricius zutage tritt, die von unserem Standpunkt aus nur schwer mit seinem Bildungsgrade vereinbar ist: sein Aberglaube. Sehr viele Stellen aus seinen übrigen Briefen ließen sich hierfür heranziehen. Doch bildet er damit keine Ausnahme, er teilte vielmehr diesen Aberglauben durchaus mit anderen seiner Zeitgenossen. Bezeichnend für seine Einstellung solcher Naturerscheinungen wie einem Kometen gegenüber ist die Äußerung, die sich in einem Briefe an seinen Freund Meurer findet: Haec naturaliter fieri, sed non temere scimus, ut historiae docent. „Wir wissen, daß so etwas natürlich zugeht, aber nicht aufs Geratewohl geschieht, wie die Geschichte lehrt.“ Übrigens war der Komet, den er in unserem Schreiben erwähnt, nach seinen eigenen Angaben in den Annalen vom 6.—24. August 1556 zu sehen.

Es ließe sich noch mancherlei für die Charakteristik des afranischen Rectors und seine Zeit durch eine eingehendere Erklärung der Briefe gewinnen, aber ich glaube, daß diese drei Beispiele schon anhin lassen, wie recht Hermann Peter hatte, als er lieber ganz auf die geplante Herausgabe der gesamten Korrespondenz verzichtete, als sich zur Veröffentlichung nur eines Teiles zu verstehen, und das mit den Worten begründete: „Nur eine vollständige Sammlung der Briefe gibt ein Bild von der Persönlichkeit des Mannes; selbst ein beim ersten Blick bedeutungsloser Brief kann in Zusammenhang mit den anderen von großer Wichtigkeit sein.“

## Die Fürstenschule St. Afra im 18. Jahrhundert

Von Studienrat Martin Hesse

Das 18. Jahrhundert ist eine Blütezeit der Fürstenschule St. Afra gewesen. Aus dem tiefen Verfall im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges hatte sich die Schule nach den Reformen im 2. und 3. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wieder zur Höhe ihrer Gründungszeit erhoben. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Schule waren neu geordnet worden. Eine Unterrichtsreform hatte Lehrplan und Unterricht, den Erfordernissen der Zeit entsprechend, umgestaltet. Unter tüchtigen Rectors und Lehrern war Ordnung und Zucht in die Schule zurückgeführt, die unterrichtlichen Leistungen standen auf beachtlicher Höhe. Zahlreiche Männer, die für die deutsche Geistes-

Literaturgeschichte viel bedeuten, sind in diesem Zeitalter aus der Meißner Fürstenschule hervorgegangen. Der größte unter ihnen war Gotthold Ephraim Lessing. Lessing war Afrikaner 1741 bis 1746. Mit Lessings Namen tritt eine ganze Epoche der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte vor unser Auge. Auf die Schule der Lessingzeit wollen wir hier unser Augenmerk richten. Allerdings war die Fürstenschule St. Afra keine Bildungsstätte, typisch für den Geist des Aufklärungszeitalters, denn wenn auch die „Churfürstliche Fürsten- und Landschule“ nicht unberührt von den Strömungen der Zeit blieb, so ist doch auch im 18. Jahrhundert der Geist der Gründungszeit noch die stärkere Macht im Leben der Schule geblieben; ihr Wesen auch im 18. Jahrhundert ist vor allem aus dem Geist der Reformation und des deutschen Humanismus des 16. Jahrhunderts zu erfassen. Das Bewußtsein dieser lebendig fortwirkenden Vergangenheit darf uns bei unserer Schilderung nicht verlassen.

Für das 18. Jahrhundert fließen die Quellen zur Schulgeschichte bedeutend ergiebiger als in den Jahrhunderten vorher. Sie sind gründlich durchforscht worden von Theodor Flathe, dem ausgezeichneten Geschichtsschreiber unserer Schule. (Theodor Flathe, St. Afra 1879.) Die Zeit Lessings im besonderen ist in zwei Auffassungen des früheren Direktors Hermann Peter behandelt worden. Mehr als eine geschichtliche Quelle zu werten ist die erste afrikanische Schulgeschichte, die wir besitzen: der „Versuch einer vollständigen Geschichte der Churfürstlichen Fürsten- und Landschule zu Meissen“ von Joh. Aug. Müller, einem Lehrer und späteren Rektor von St. Afra. (1787 und 1789 erschienen.) Urkundliches Material lag im Schularchiv bereit.

Dem vorliegenden Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, den ich 1939 im Meißner Geschichtsverein gehalten habe und der im gleichen Jahre in der Heimatbeilage des Meißner Tageblattes unter dem Titel „St. Afra im Zeitalter Lessings“ im Druck erschienen ist. Mein Anliegen war und ist es auch hier, ein anschauliches Bild unserer Schule in diesem Zeitalter zu geben.

### Die Baulichkeiten der Fürstenschule

Wie sah es um die Mitte des 18. Jahrhunderts in St. Afra aus? Beginnen wir damit, uns das Gehäuse zu vergegenwärtigen, und suchen wir dann immer mehr ins Innere dieses Gehäuses vorzudringen! Unser Blick richtet sich also zunächst auf die Baulichkeiten der Schule.

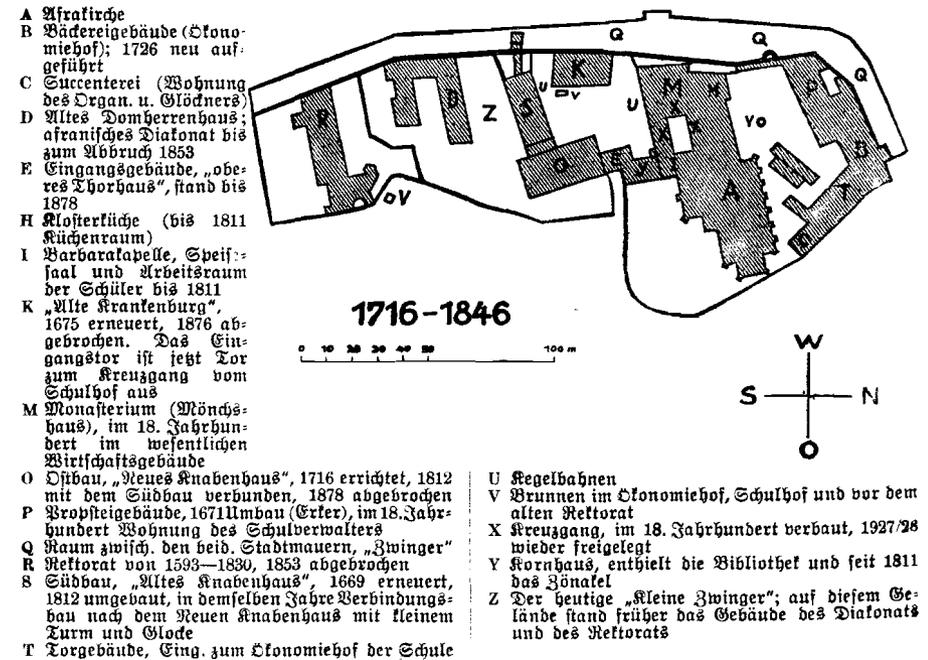
Die Schule stand im wesentlichen auf demselben Bauplan wie jetzt, auf dem Gelände, das schon die ersten Anfänge der Schule gesehen hat. Vergangenheit knüpft sich hier unmittelbar an lebendige Gegenwart, und die Vergangenheit, die als altes Gemäuer sichtbar vor unseren Augen steht, reicht zurück bis ins 15. Jahrhundert. Tritt man heute an einem stillen Sommernachmittag durch das dunkle Tor in den stillen Ökonomiehof, dann kann man sich träumend zurückversetzen glauben ins Mittelalter und meinen, jeden Augenblick könnte ein Augustinerchorherr in seinem schwarzen Leibrock und dem weißkleinen Chorhemd darüber über den Hof schreiten. Aber so weit wollen wir hier nicht zurückträumen, das hellere Licht des 18. Jahrhunderts umspielt uns.

Der Ökonomiehof, der alte Klosterhof und die ihn umgebenden Gebäude, bieten jetzt noch etwa das gleiche Bild wie zur Lessingzeit. Die letzten großen Umbauten haben die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts gebracht. Der Besucher von außen trat wie jetzt durch den Torgang, das alte Klostersort, in den Hof ein, der damals wirklich noch der Wirtschaftshof der Schule war. Zur Linken des Eintretenden erhoben sich die düsteren Mauern der alten Klosterkirche St. Afra. In den Gebäuden zur Rechten waren Wirtschaftshof und Speicherräume der Schule untergebracht. Hier befand sich das Wasch- und Malzhause; das Badhaus sowie das Schlacht- und Brauhaus schlossen sich an. In dem stattlichen Propsteigebäude mit seinem schönen Erker wohnte der Schulverwalter, dem der ganze Schulbesitz unterstand und der auch damals noch mannigfache polizeiliche und richterliche Befugnisse auszuüben hatte. Im Hofe, in dessen Mitte noch ein großer geräumiger Schuppen stand, herrschte untertags ein regeres und mannigfaltigeres Treiben als heute, er war der Mittelpunkt des Wirtschaftsbetriebes der Schule. Auf eigenen Äckern wurde ja noch das Brotgetreide erbaut, das zum Unterhalt der Schüler nötig war. Zins- und arbeits-

pflichtige Bauern brachten es mit ihren Fuhrwerken heran, die sie an bestimmten Tagen der Schule, ihrer Grundherrschaft, zur Verfügung stellen mußten. Vieh wurde vom Schulleicher eingetrieben, Knechte und Mägde eilten geschäftig hin und her, für den gesamten Lebensbedarf der 118 Alumnen zu sorgen; aus der Expedition des Schulverwalters schritt gravitativ der Herr Aktuar, gefolgt vom Vizeaktuar, die beim gestrigen Herrn Rektor Bericht erstatten wollten, und oftmals ritt der Bote des Gerichtsvogtes von Schreiß ein, dem die Verwaltung der sechzehn Vogteidörfer der Schule in der Mägdelner Pflege unterstand.

Den Verbindungsgang zwischen Propstei und dem alten Klostergebäude, hinter dem sich der alte Turm der Stadtbefestigung erhebt, wird auch der junge Lessing angestaunt haben, und man wird sich mit Gruseln die Stelle gezeigt haben, wo 1637 die Schweden während des Dreißigjährigen Krieges eingestiegen waren und dann ihren Kameraden die Stadttore geöffnet hatten. Linkerhand trat man dann dort, wo jetzt über eine später eingebaute Treppe der Eingang zum Rentamt führt, in den Raum der alten Klosterküche, der noch bis 1811 als Schulküche benutzt wurde. Jahrhunderte lang haben also den mächtigen Mittelpfeiler, der das ganze Gewölbe trägt, mancherlei liebliche Gerüche umschwebt. Die alte Barbarakapelle, jetzt das Reich, in dem unsere Wirtschaftsführer mit ihren Gehilfen emsig walteten und schalteten, war damals der Speisesaal, in dem die alten, meist lateinischen Tischlieder gewaltig widerhallten. Der schöne Kreuzgang dagegen war ziemlich verfallen, die Gewölbe dienten wohl vorwiegend als Speicher- und Vorratsräume, während im oberen Stock Schulbeamte wohnten.

Grundriß der Schule zwischen 1716—1846



Betrat man, vom Ökonomiehof kommend und durch den Kreuzgang des alten Klostergebäudes schreitend, den eigentlichen Schulhof, den Bezirk, in dessen Umkreis sich das schulische Leben in früherer Zeit vor allem abgespielt hat, da bot sich ein ganz anderes Bild. Eng und winzig, bedeutend kleiner als jetzt, war damals der Schulhof. Drei selbständige, voneinander getrennte Gebäude bildeten mit den Verbindungsmauern, die den Hof vollkommen von der Außenwelt abschlossen, ein un-

regelmäßiges Viereck. Die beiden ältesten Gebäude standen auf der West- und Südseite und waren um 1670 neu erbaut worden. Der Südbau war Wohnhaus der Schüler, das kleinere Gebäude auf der Westseite war nach den vorliegenden Plänen unmittelbar an die innere Stadtmauer gebaut und enthielt Patientenzimmer, Bad, Tanzboden und noch einige Räume, die verschiedenen schulischen Zwecken dienten. Das modernste und größte Schulgebäude war das 1716 errichtete zweistöckige „Neue Knabenhaus“ auf der Ostseite. Durch mancherlei Um- und Neubauten war der ganze Komplex von Gebäuden ziemlich uneinheitlich und unübersichtlich geworden. Die Verbindung mit der Atraskirche und der angebauten Barbarakapelle hielt das sogenannte obere Torwärterhaus, in dem der Torwärter wohnte und mit Argusaugen Zu- und Weggehende beobachtete, und das alte Kornhaus, in dem sich damals die Bibliotheksräume befanden.

In ihrem Inneren waren die Schulgebäude, an unseren Vorstellungen gemessen, ohne genügendes Tageslicht, dunkel und ungemütlich. Winklige Treppen führten in die oberen Stockwerke, enge, finstere Korridore, Tabulate genannt, liefen durch die ganze Länge der beiden Knabenhäuser. Zu ebener Erde lagen die beiden Auditoria, die Hörsäle, in denen unterrichtet wurde, außerdem einige Inspektionsstuben; denn jeder der Lehrer, die an der Schule unterrichteten und den wöchentlich wechselnden Aufsichtsdienst führten, hatte im Alumnat eine Wohn- und Schlafkammer. Auf beiden Seiten der Tabulate reiheten sich im 1. und 2. Stock der beiden Knabenhäuser Zelle an Zelle, kleine klösterliche Gemächer; auf der dem Hofe zugewandten Seite befanden sich die Schlafräume (cubicula), auf der anderen die Studierzellen (musea). Je vier Schüler aus verschiedenen Altersklassen bildeten zusammen eine Wohn- und Lebensgemeinschaft. An der Spitze jeder Gruppe stand ein älterer Schüler, der für Ordnung und Ruhe in seiner Gemeinschaft verantwortlich war. Heizung fehlte diesen Zellen ganz, auch mit der Beleuchtung stand es schlecht; es war wegen Feuergefahr streng verboten, mit offenem Licht über das Tabulat zu gehen oder ein solches Licht in der Schlafkammer zu unterhalten. Im Winter war die Schülerschaft auf zwei heizbare Räume, die beiden Auditoria, beschränkt. Hier mußte Unterricht gehalten werden, hier mußten die Schüler in ihren Arbeitsstunden studieren. Waschräume gab es noch nicht, die Jungen mußten sich im Hof am offenen Brunnen waschen, auch des Winters. Der Torwärter sollte dafür sorgen, daß der Trog nicht zufror. Wir haben aus etwas späterer Zeit eine anschauliche Schilderung afranischer Morgenwäsche in den Erinnerungen des Philosophieprofessors Chalybaeus, der 1810 bis 1816 Alumnus von St. Afra gewesen ist. Im 18. Jahrhundert ist es ganz gewiß nicht milder zugegangen: Beim ersten Läuten, im Sommer  $\frac{1}{5}$  Uhr, im Winter  $\frac{1}{6}$  Uhr, mußten die Kleineren, die „Inferiores“ der Schulordnung, im Hof erscheinen, in einer halben Stunde mit Stiefelputzen, Kleiderreinen, Waschen und Räumen fertig sein und in der gleichen Zeit für die Oberen noch einen großen Krug voll Wasser laufen lassen. Da die Brunnenröhre meist nur fadendünn lief, mußten die Jungen aufeinander warten, die Stärkeren verdrängten die Schwächeren, und die Letzten erhielten schließlich noch Strafen, manche erfroren, wie Chalybaeus selbst, dabei Hände und Füße. Hatten die Kleinen Kerle endlich die gehörige Quantität Wasser, so mußten sie den Krug im Auditorium auf den Ofen stellen und dabei Wache stehen, bis der Obere geruhte aufzutehen, ihm hatte er dann noch sein Handtuch zu reichen. Spartanisch hart, fast roh mutet uns vieles in dieser Zeit an; der „Pannalismus“ war auch damals noch nicht überwunden.

Ganz einfach und schmutzlos waren die Zellen. Das Mobiliar für die Wohnzellen mußten die Schüler selbst besorgen; man brachte es von daheim mit oder „erbte“ auch manches von dem, was frühere Schüler zurückgelassen hatten. Die Ausstattung mag wackelig genug gewesen sein; von „Einheit des Stils“ konnte nicht die Rede sein. Des Nachts schliefen die Jungen auf Strohfäden; jährlich einmal war Großfreinemachen, und die Strohfäden wurden neu aufgefüllt. Dann schliefen die Schüler im Freien unter Zelten. Es waren immer die Augusttage, auf die man das sogenannte „Stroh- oder Wanzensest“ — der Name gibt zu denken — verlegte. Bis in die letzten Jahrzehnte hat sich dieser Brauch des Zeltebaues an den Vortagen des Schulfestes erhalten, während die Herkunft des Brauches von der Schülerschaft natürlich längst vergessen war.

Für die Freizeiten waren die Schüler nur auf den verhältnismäßig engen Schulhof angewiesen. Der Großteil des Hofes war zudem von den oft recht will-

fürlich herrschenden oberen Schülern beschlagnahmt. Aber doch bot den unverwöhnten Jungen dieser Zeiten der Aufenthalt auf diesem Hofe manche Freude. Der Brunnen plätscherte, einige Bäume spendeten Schatten und brachten einen Hauch der freien Natur mitten hinein in die Abgeschlossenheit der Schule. Ja, jugendliches Gemüt und jugendliche Phantasie hat diesen Schulhof öfters sogar im Gedicht verklärt. Der Alumnus Hartwig aus Großhartmannsdorf bei Freiberg hat im Jahre 1756 eine „Poetische Beschreibung der Schule“ verfaßt. Die erste Strophe schildert den Schulhof:

Der ebne Plan, wo durch vier grüne Linden  
Des Zephyrs sanfter Odem streicht,  
Der weiße Tisch, wo sich die Musen finden,  
Wenn sich der Abend lüthend zeigt,  
Die niedre Bank, zu deren linken Seiten  
Ein stilles Wasser sich ergießt,  
Sind's, wo ich jetzt dem Berg ein Lied bereite,  
Der meine Lust und mein Parnassus ist.

Und Chalybaeus erzählt von seinem Eindruck von St. Afra, als er das erstmal den Schulhof betrat: Schöne Kastanienbäume standen auf dem Hofe, Schüler saßen und gingen ganz frank und frei auf den Ästen, andere spazierten singend und scherzend Arm in Arm die breiten Steine auf und ab.

Durch seine Unübersichtlichkeit und Winkligkeit mag der Schulhof wieder anders gerichteten Gemütern heimelig und vertraut geworden sein. Das zeigen uns Akten eines Disziplinarfalles aus dem Jahre 1733. (Mitgeteilt nach Flathe.) Hinter einem Holzhaufen hatte sich etwa ein Duzend Jungen ein Versteck zurechtgemacht, das sie Hubertusburg getauft hatten. Sie hatten sich dort öfters zusammengesunden und mitunter Schmausereien und kleine Gelage abgehalten. Auch der Muse des Gefanges hatten sie gehuldigt, nach der Angabe des Hauptschuldigen waren nur fromme und erbauliche Lieder gesungen worden: Ich weiß ein Blümlein! Wie schön leuchtet der Morgenstern! usw. — Großer Beliebtheit erfreuten sich einige Regelpathen, die im Hofe für die Jungen eingerichtet waren. Ein Gedicht eines Afraners, der den Rektor Gottleber um Erlaubnis zum Regelspiel in besonderer Stunde bittet, ist uns in einem afranischen Mufenalmanach des Jahres 1782 erhalten. Als Probe afranischer Dichtkunst sei das kleine Reimwerk hier mitgeteilt:

Manchmal hab' ich schon in deutschen Zungen,  
Besser Lehrer, dir ein Lied gesungen,  
Und nie wieß erzürnt dein strenger Blick  
Mich, den Bittenden, zurück.

Laß auch icht die Bitte, die ich wage,  
Nicht vergebens tönen, sieh, ich trage  
Sie im Namen meiner Brüder vor,  
Neige gütig mir dein Ohr!

Traurig klirren zwar die Fensterscheiben,  
Kälte, rauhe Schneegestöber treiben  
Sich in Kreisen auf dem Hof umher,  
Und kein Sommerduft weht mehr.

Aber Afras tapfre Söhne bieten,  
Mag der Sturmwind noch so garstig wüten  
Und zerzaufen noch so sehr ihr Haar,  
Willig ihm die Stirne dar.

Und mit Riesearmen treiben viele  
Schwere, runde Kugeln nach dem Ziele,  
Stürmen in der Regel lange Reihn  
Mutig, wie Hufaren, ein.

Gähn' auch heut' uns diese Freude wieder!  
Sinkt die Sonn' im Abendmeere nieder,  
Geht sie morgen prächtig wieder auf  
Und beginnt den neuen Lauf:

Werden wir uns neu gekürtet fühlen,  
Rehren dann von den erlaubten Spielen  
Doppelt fröhlich in das Heiligthum  
Unserer stillen Mufen um.

So sah auch dieser bescheidene Hof fröhliche Jugendspiele, und phantasievolle junge Menschen träumten auch hier ihre Träume. — Von dem weiten Gelände der jetzigen Schulgärten stand den damaligen Schülern nichts offen. Unser schöner Schulpark westlich Hintermauer, in dem sich jetzt auf großen Sport- und Spielplätzen unsere Jungen tummeln, ist erst Ende des 19. Jahrhunderts von der Schule gewonnen worden. Auch der sogenannte Kleine Zwinger war den Jungen bis ins 19. Jahrhundert hinein verschlossen. Hier stand das alte Diakonat von St. Afra, ursprünglich ein Domherrenhaus, und das alte Rektorat, ehemals das Absteigequartier und Meißner Wohnhaus des Abtes von Altzella, in dem afranische Rektoren fast 2½ Jahrhunderte gewohnt haben. In diesem weitläufigen Bau wohnte auch Theophilus Grabener, der Rektor Lessings, mit zahlreicher Familie und einer Anzahl von Pensionären aus vornehmen Häusern. Wie oft mag Rektor Grabener von da in der majestätischen Würde, die ihm eigen war, ins Alumnat hinübergeschritten sein, schon durch sein Erscheinen allen Übermut dämpfend!

### Der afranische Tageslauf

Unvermerkt sind wir bei der Betrachtung der Baulichkeiten der alten Schule schon zur Schilderung des Lebens und Treibens der afranischen Jugend innerhalb dieses Bannkreises übergegangen. Wie war nun die Ordnung des Tages, in dessen immer wiederkehrenden Ablauf sich der Alumnus einfügen mußte? — Vor allem: Es herrschte die größte Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit; die mancherlei Abwandlungen, die jetzt auch der Alltag mit sich zu bringen pflegt, fehlten fast ganz. Gewiß mag das Leben manchem der Alumnus recht eintönig erschienen sein, mancher kam gerade durch diese Einformigkeit hin und wieder auf dumme Gedanken, und aus der Langeweile wurde mancher Unfug geboren. Aber doch lag in dieser Abgeschlossenheit auch ein hoher Wert. Sie zwang ja fast den einzelnen zur Versenkung in die Aufgaben, die die Schule stellte, und ließ den jungen Menschen in die geistige Welt hineinwachsen, zu der die Schule den Zugang öffnen wollte.

Im Sommer wurde ½5 Uhr, im Winter ½6 Uhr geweckt. Nach der Morgenwäscherung am Brunnen im Schulhof war das Frühgebet angefügt. Ein Morgenlied wurde gesungen unter Begleitung eines Harmoniums, über dessen Altersschwäche mitunter geklagt wird; ein Gebet wurde gesprochen und ein Abschnitt aus der Bibel vorgelesen und erklärt. Frühstück wurde nicht gereicht, in einer Freizeit konnten sich die Jungen, wie Chalybaeus erzählt, beim Torwächter Butter, Milch oder Semmel kaufen. So ähnlich war es auch schon im 18. Jahrhundert; Anordnungen des Rektors zeigen, daß die Schüler vom Torwächter mitunter auch noch andere verbotene Dinge zu erlangen suchten und — auch manchmal erhielten. Überhaupt war der Torwächter eine außerordentlich wichtige Person für den ganzen Internatsbetrieb. Eine auf Veranlassung des Abtlichen Schulinspektors von Carlowitz im Jahre 1775 aufgezeichnete „Instruktion vor den Torwächter im Knaben Hofe“ umfaßt nicht weniger als 77 Punkte. Sie läßt uns auch manchen Einblick in das Alltagsleben der Schule tun, worüber sonst nur hin und wieder eine Kunde aus Konferenzbeschlüssen, Disziplinarakten und amtlichen Berichten zu gewinnen ist. Da gerade der Alltag der Schule uns lebendig werden soll, wollen wir einiges von diesen Bestimmungen erzählen.

Die Schule war eine geschlossene Anstalt. Deshalb heißt es in der Instruktion, daß der Torwächter vor allem darauf zu achten habe, daß kein Unbefugter die Schule betrete und kein Alumnus ohne schriftliche Erlaubnis des Lehrers vom Dienst die Schule verlasse. Besonders während des Essens und der Spielstunden soll das Tor verschlossen bleiben. Und „dafern er auch wahrnehme, daß die Alumnus des Nachts heimlich aus der Schule zu steigen sich unterfangen, hat er sich angelegen sein zu lassen, die Orte und Gelegenheit, wodurch solches bewerkstelliget wird, auszumachen . . . desgleichen auf erlangte Nachricht, diejenigen Orte, wo sie in der Stadt ihren heimlichen Eingang und Aufnahme haben, anzuzeigen“. Verboten ist dem Torwächter, Genusmittel an die Schüler zu verkaufen. „Reißt dem Brod und

Semmel zum Frühstück soll er keine Kuchen und ander gebadenes, Citronen oder andere Dinge, so zur Wollust gereichen und muthwillig Geld zu verthuen Anlaß geben, ohne Erlaubnis derer Praeceptorum denen Alumnus nicht holen und zubringen.“ Rauch- und Schnupftabak, Coffee, Bier ist Contrebande und darf nicht, in Koffern oder Körben und verächtigen Paketen versteckt, das Schultor passieren. „Italiener mit Citronen und anderen Waaren, Bilder und Brand-wein Männer, Ärzte, Ärztinnen, gemeine Soldaten, liederliche Jungen usw.“ dürfen nicht in die Schule eingelassen werden. Schüler darf der Torwächter nicht in seine Wohnung lassen und ihnen erlauben, auf seinem Herde zu kochen oder Speisen aufzuwärmen. Die Hand, die Samstag ihren Besen führt, wird Sonntags dich am besten careffieren. Diese Anschauung des Schülers in Fausts Osterpaziergang scheinen auch manche Afraner gehabt zu haben. Denn es heißt ausdrücklich in der Instruktion: Wofern etwa ein Alumnus auf dem Hofe, am Thore, oder wo es sonst seyn mag, sich zu des Schulverwalters Gefinde geselle, hat der Torwächter dies dem Rektor oder dem wöchentlichen Inspektor anzuzeigen.

Doch kehren wir zum afranischen Tageslauf zurück. Nach dem Morgengebet, das an Sonn- und Festtagen bisweilen wohl recht ausgedehnt gewesen ist, begann nach kurzer Freizeit der Unterricht. Am Vormittag wurden gewöhnlich vier Unterrichtsstunden gehalten, nur unterbrochen durch eine Stunde Arbeitszeit. Die Zeit des Mittagessens war im 18. Jahrhundert auf 11 Uhr angesetzt. Der Speisesaal (Coenacel) war die alte Barbarapelle. An neun Tischen saßen je 13 Jungen, auch hier die verschiedensten Altersstufen an einem Tische. „Zu Tisch“, so heißt es schon in einer Aufzeichnung von 1577, „werden die Knaben alle Zeit durch ein Puls eines Blöckleins gerufen und gehen ordentlich aus dem Lectorium samt ihrem Inspectore in das coenaculum oder Eßstube, die im Winter auch geheizt wird, und sitzen daselbst ihrer 12 oder 13 über einen Tisch.“ Das Tischgebet wurde gesprochen, während der Mahlzeit las ein dazu bestimmter Schüler — noch ein alter klösterlicher Brauch — aus der Bibel oder aus geschichtlichen oder kirchengeschichtlichen Werken vor. Ein lateinisch gefungenes Danklied beschloß die Mahlzeit. Den aus verschiedenen Jahrhunderten erhaltenen Speiseordnungen nach war die Verpflegung sehr reichlich und gut. Auch für Frank war reichlich, in den früheren Zeiten vielleicht sogar überreichlich gesorgt. Die Jungen hatten Anspruch auf ein ganz ordentliches Quantum Bier und Wein.

Doch in Wirklichkeit sah es meistens etwas anders aus. Die Schule, die sich ja aus eigenen Einkünften und eigenem Besitze erhalten mußte, befand sich oft in wirtschaftlicher Bedrängnis. Im Laufe der Zeiten ist ihr viel von ihrem ursprünglichen Besitze verlorengegangen; die Zinspflichtigen wurden immer säumiger, der Wert der in Geld zu entrichtenden Abgaben sank. Kriegszeiten brachten die Schule oft in langdauernde Verschuldung, während die Zahl der Schüler und der Frei- und Koffstellen wuchs. Auch Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung durch den Schulverwalter schädigten öfters Vermögen und Einkünfte der Schule. So hören die Klagen über mangelhafte Verpflegung nicht auf, und nicht nur aus Schüler-, sondern auch aus Lehrermunde. Gerade auch aus Lessings Afranerzeit sind uns Beschwerden erhalten, einmal ist es zu einem richtigen Tumulte, bei dem auch Lessing als Mitschuldiger genannt wird, gekommen. Nach den Schulakten berichtet Peter darüber: Am 22. September 1743 kommt es zu einer Revolte der Tertianer und Sekundaner, unter ihnen war auch Lessing. Sie sind empört, daß der Schulverwalter „auf seinem neu erbauten Hause denen Bauleuten, im Angeficht der ganzen Stadt, bei Music und Tanzen ein Hebe-Essen gegeben“, sie rücken mit Instrumentalmusik, d. h. mit „Paß“, Violine und Schülffeln vor den Küchenremter, fingen „Dhnmächtiger Erhalter, adjecter Schulverwalter, was du uns abgestohlen, das soll der — holen“, schreien Percat, nennen das neue Haus eine Schinderei, verfolgen die Küchenmagd mit Steinen und werfen Fenster ein. Ein Verhör wird eingeleitet, Lessing wird auch stark belastet, das ausführliche Protokoll des Schulverwalters füllt hundert Folioseiten, aber alle Beteiligten reden sich heraus. Obwohl ein wenig später ein Schüler auf seiner Kammer eine göttliche Stimme mit der Aufforderung zur Anzeige zu hören glaubt und dem Rektor einen Zettel mit Namen in die Hand steckt, wird doch auch jetzt kein klares Resultat gewonnen. Die Schülerschaft im ganzen erhält vom Kurfürsten einen strengen Tadel, der „höchst mißfällig von diesem Tumulte vernommen“. Die ganze Geschichte war zu einem richtigen Skandal geworden.

Die Sorge um gute Tischfitten taucht immer wieder auf im 16. und 17. Jahrhundert, aber auch in dem kultivierten 18. Jahrhundert. In der ältesten Schulordnung heißt es: „Über Tisch sollen die Knaben nicht strepitus machen, noch mit den kandelu (Kannen) klappern, darauf der Inspektor gut achtung geben soll“. Und noch deutlicher heißt es 1580: Die Schüler „sollen nicht geizig essen, noch sich voll saufen, auch nicht die Beine wie die Hunde mit Zähnen zernagen . . .“, die Tische, hölzernen Teller, Tischtuch und Handquehle sollen sie nicht zerbrechen oder zerschneiden“. Schon Kurfürst Moriz verordnet, daß jeder Knabe sein Messer alsbald nach gehaltenen Mahlzeit neben den andern in einem Kästlein, zu seinem Tisch verordnet, aufzuheben hat. Aber auch 1775 ist es noch nötig, den Torwärter, der auch im Speisesaal Dienst tat und Tischtücher, Teller, Salzfässer und Tischkannen wie die Leichter auftrug, zu instruieren, daß die Schüler „von den Zugemüßen nicht die Butter abgleßen und anders verwenden oder solche zu Brod prägeln“.

An das Mittagessen schloß sich eine etwas ausgedehntere Freizeit an. Der Hof war da ein beliebter Aufenthaltsort. Daß da trotz Enge und Beschränktheit Frohsinn und Heiterkeit herrschen konnten, darauf haben wir schon hingewiesen. Schon im Ordo lectionum von 1575 heißt es von dieser Freizeit: Corpus exercetur sine strepitu et sine laesione fenestrarum et aedificiorum, was etwa heißt: Spiele und körperliche Ausarbeitung sind gestattet, aber ohne Lärm und ohne Beschädigung der Fensterscheiben und Gebäude. Die Unterrichtsstunden am Nachmittag waren zum großen Teil Mathematikstunden. Mit diesen Randstunden mußte sich vorläufig dieses Fach, das sich vor kurzem erst seine volle Geltung erobert hatte, begnügen. Abendessen, Freizeit, eine Studierstunde, die sogenannte Repetitio generalis, und Abendandacht im Sommer um 9 Uhr, im Winter um 8 Uhr beschloßen den Tag. Man ging nun in die Schlaffammern, die Oberen hatten für Ruhe zu sorgen. Eine Zeitlang galt die uns seltsam anmutende Vorschrift, daß der Obere noch vor dem Einschlafen mit den Kleineren repetieren sollte. Dann sollte das Alumnat in völliger Stille liegen, der Lehrer vom Dienst (Hebdomadar) trat seinen letzten Gang durch die nachtdunklen, winkligen Schulgebäude an, begleitet von einem Schülerfamulus, bisweilen auch von dem Torwärter, der nach seiner Instruktion dem Inspektor bei weitläufigen Gängen durch das Schulgrundstück das „Geleuchte“ zu fragen hatte. Wenn Unruhe unter der Schülerschaft entstand, war es für den Inspektor sehr schwer, fast unmöglich, sich durchzusetzen. Manchmal mag da ein Lehrer böse Nächte zugebracht haben, wie dereinst der Hebdomadarius Kantor Andreas Kraut in der Nacht vom 27. zum 28. Dezember 1683, wo unter einigen Jungen eine gefährliche Schlägerei ausgebrochen war. Unangenehm für Schülerschaft wie verantwortlichen Lehrer waren auch nächtliche Gewitter. Dann hatte der Torwärter den Primus zu wecken und Licht auf die Tabulate zu bringen; die ganze Schülerschaft mußte aufstehen. Chalybaeus berichtet, daß zu seiner Zeit bei einem altersschwachen Hebdomadar im Sommer öfters „Gewitter gemacht wurde“. Denn wenn ein Gewitter nahe kam und der Cötus aufstehen mußte, war am anderen Morgen „Aus schlafen“, und die erste Lehrstunde fiel weg. Deshalb wurden mitunter die „Unterlektioner“ abends 10 Uhr aus den Betten kommandiert und mußten in Masse die Tabulate entlangrennen, während die „Oberlektioner“ den Lärm noch durch Rollen von Regelfugeln vergrößerten. Während dieses Spektakels ging nun eine Deputation zum Rektor Tischude — um diesen handelte es sich —, erwirkte die Erlaubnis zum Aus schlafen, und alsbald verzog sich das Gewitter.

An Sonn- und Festtagen wurde der übliche Tageslauf nur wenig abgewandelt. Die Schüler nahmen selbstverständlich am Vormittags- wie gegebenenfalls am Nachmittagsgottesdienst teil. Sie waren zum Nachschreiben der Predigt verpflichtet. Am Nachmittag besprach ein Lehrer in einer besonderen Stunde nochmals die Predigt mit den Jungen. Man sieht, wie stark auch noch im 18. Jahrhundert die Schule an der streng kirchlichen Tradition der Gründungszeit festhielt. Mehr Abwechslung brachten Nachmittagsausflüge, die man in der milderen Jahreszeit etwa fünfzehnmals im Jahre unternahm. Der ganze Cötus zog aus der Schule heraus auf einen etwa ¼ Stunde von der Stadt entfernten Bergplan, der von Wald umrahmt war — es war der sogenannte Knabenplan bei Casern —, und vergnügte sich mit Essen, Trinken und Spielen. Diese schulfreien Nachmittage waren natürlich sehr beliebt. Der Torwärter hat laut seiner Instruktion (1732) für Bier, Essen und „was sonst von den Präceptoren zu verkaufen erlaubt, zu sorgen, desgleichen für Blasen in

Ballons und Bälle“. Hier haben wir eine der ersten Nachrichten, die auf so etwas wie sportliche Betätigung unserer Schüler schließen lassen.

In diesem Zusammenhang fügen wir eine Probe eines afranischen Gedichtes aus dem Musenalmanach von 1782 ein. Es ist eine Bitte an den Rektor Gottleber, seinen Schülern einen solchen schulfreien Nachmittag auf dem „Knabenplan“ zu vergönnen. Es hebt an mit der Entschuldigung, daß der Dichter in deutscher Zunge zum verehrten Lehrer spräche.

An den Herrn Rector Gottleber

Darf ich's wagen, dich in deutschen Tönen  
Zu begrüßen? Denn noch nie gelang  
Mir, befeelt von Latiums Camönen,  
Deiner werth, ein Römischer Gesang.

Flammt' in meinem Busen Maros Feuer,  
Wär' ich von Horazens Geist durchglüht;  
O, dann säng' ich dir in meiner Leyer,  
Bester Lehrer, oft ein dankend Lied!

Aber keine von den Musen allen,  
Die Marone zogen, leitet mich.  
Raum gelingt — o! möcht' es dir gefallen;  
Niemand wäre glücklicher als ich!

Raum gelingt mir in Thuiskons Sprache  
Dieses schwache, niedrige Gedicht,  
Das ich schüchtern dir zu widmen wage,  
Da ihm Geist und Harmonie gebriecht. —

Neig ist mir dein Ohr! In meiner Brüder  
Nahmen bitt' ich, bester Lehrer, dich:  
Schenk auch heut' uns diese Freude wieder,  
Die du neulich uns gewährt und sprich:

„Heut, da wieder wolkenlos die Sonne  
Hoch am blauen Himmel voller Pracht  
Stralet und die weite Schöpfung Wonne  
Athmet, alles Lust und Freude lacht:

Geht hinaus, die junge Flur zu sehen,  
Die ein dünner Fichtenbusch umkränzt,  
Und das kühle Thal und jene Höhen  
Und den stolzen Strom, der fernher glänzt!“

Und dann laßt uns jede Wonne trinken,  
Brüder, die der Lenz uns reich, bis spät  
Wird die Sonn' im Meere nieder sinken  
Und am Himmel einsam Luna steht!

Müde gehn wir heim. Mit neuen Kräften  
Eilet morgen, nach gesunder Ruh,  
Uffras guter Bögling den Geschäften,  
Welche seiner harren, froher zu.

Ferien gab es in früheren Zeiten gar nicht, im 18. Jahrhundert gab es aller zwei Jahre zur Weihnachtszeit vierzehn Tage Urlaub. Aus den verschiedensten Gegenden des damals doppelt so großen Kurfürstentums Sachsen stammten ja die Schüler. Die Heimreise war für viele sehr beschwerlich und kostspielig, mitunter auch nicht ohne Gefahr, so daß wir die starke Einschränkung des Urlaubs verstehen können. Dagegen brachten Not- und Kriegszeiten (Schlesische Kriege) oder auch ansteckende Krankheiten oft längere Beurlaubungen, monatelang war da bisweilen ein großer Teil der Schülerschaft abwesend. In noch früherer Zeit wurde dann oft geklagt, daß Schüler mitunter recht unpünktlich — oder gar nicht! — wieder einpaffierten!

## Lehrplan und Unterricht

Die Schulzeit währte sechs Jahre. Es ist dies das Sagenium des Afraners, das bis zum Jahre 1929, in dem die Quarta eingerichtet wurde, als die reguläre Schul- und Alumnatszeit galt. Auf sechs Jahre konnte die Frei- oder Koststelle verliehen werden. Aber da eine strenge Klasseneinteilung nicht bestand, konnte es geschehen, daß ein Schüler den Kurs des Unterrichtes in kürzerer Frist durchlief. Unterrichtlich zerfiel die Schülerschaft in die beiden Hauptabteilungen der Oberlektion und der Unterlektion. Für die meisten Unterrichtsstunden war die Schülerschaft nur in diese beiden Lectiones geteilt. Unseren Klassen entsprechen die Emendationes, vier an der Zahl, die wieder in drei Dekurien geteilt waren. In jeder Emendatio blieb der Schüler im Regelfalle 1½ Jahre. Jeder der vier Lehrer führte eine Klasse. Es waren Rektor, Konrektor, Tertius und Quartus, der zugleich das Kantorat von St. Afra innehatte. In den Emendationes wurden die Klassenarbeiten geschrieben und besprochen.

Im Unterricht standen natürlich die alten Sprachen ganz im Vordergrund, vor allem das Lateinische. Die Auswahl der gelesenen Schriftsteller war in vielem anders als heute, auch anders als der Schriftstellerkanon des humanistischen Gymnasiums des 19. Jahrhunderts. Dem Lateinischen standen 11 bis 15 Unterrichtsstunden wöchentlich zur Verfügung, dem Griechischen weit weniger, auch in der Oberlektion waren es nur vier Wochenstunden. In der Unterlektion wurden u. a. Cornelius Nepos, der Fabeldichter Phädrus, der Dichter Ovid, aber auch Ciceros Briefe gelesen, in der Oberlektion wurden vor allem der Historiker Livius, Ciceros Schrift de officiis, die Dichter Vergil und Horaz, von den Griechen der Redner Isokrates, der Historiker Plutarch oder der Dramatiker Sophokles behandelt. Die Anfangsgründe des Griechischen erlernten die Schüler der Unterlektion im Anschluß an das griechische Neue Testament. Man schlug also andere Wege ein, als man sie jetzt geht. Uns fällt auf, daß die Homerlektüre nicht betont wird, — erst die Klasse gewinnt wieder ein tieferes Verständnis für Homer. — In der Zeit, von der wir sprechen, wird gerade Homer einmal als zu „weitläufig“ für die Schullektüre abgelehnt. Ganz zurück tritt auch Plato, der von uns als ein Gipfelpunkt der griechischen Lektüre angesehen wird. Immerhin konnten, da dem einzelnen Lehrer viel Spielraum gegeben war, weit mehr als jetzt Schriftsteller, die im Lehrplan gar nicht erwähnt waren, gelesen werden, wenn der Lehrer ein besonderes Verhältnis zu ihnen hatte.

Die antiken Autoren wurden damals in ganz anderem Umfang gelesen als jetzt; während unsere Schüler die alten Schriftsteller eigentlich nur noch in Kostproben kennenlernen, konnten — oder mußten — die Afraner der Lessing-Zeit damals die antiken Scriptores in ausgedehnten Partien lesen. Dabei spielte das Privatstudium der Schüler eine große Rolle. Wer innere Neigung zu selbständigem Studieren hatte, der konnte sich in der Zurückgezogenheit und Ungehörtheit des afranischen Lebens dieser Tage eine gediegene wissenschaftliche Grundlage für sein ganzes weiteres Studium schaffen. Lessing — und mit ihm viele andere Afraner vor ihm und nach ihm — haben davon den besten Gebrauch gemacht. Dem studium privatum waren an jedem Tage einige Stunden freigehalten, auch besondere Studiertage dienten diesen selbständigen Studien in ganz ausgezeichnete Weise. Im Unterricht selbst ging man bei der Lektüre im allgemeinen wohl ziemlich langsam vor; die Erklärung erstreckte sich vor allem auf sprachliche Dinge, war im engeren Sinne „philologische Interpretation“, der Text wurde nach allen Seiten hin- und hergewendet, überfetzt und sprachlich nach seinen Schwierigkeiten erläutert. Darüber hinaus wurden die besonderen Figuren der Rede herausgestellt und der Text ausgewertet, um die Schüler in der Kunst zu unterweisen, selbst lateinische Aufsätze und Reden anzufertigen. Am Schluß gab der Lehrer meistens eine imitatio, eine freie Umschreibung des Gelesenen in der Ursprache.

So stellt sich uns der Unterricht der Zeit nach den uns im Schularchiv erhaltenen Protokollen über Probelektionen afranischer Lehrer dar. Denn jeder für ein Lehramt an St. Afra vorgesehene Kandidat hatte damals vor der endgültigen Berufung eine Probelektion zu halten. So sind uns Protokolle erhalten z. B. über die Probelektion Hoeres, des Konrektors, und Weises, des Tertius der Afranerzeit Lessings. Wir können annehmen, daß man im Unterricht vielleicht nicht ganz so kunstgerecht und mit demselben großen Aufgebot von Gelehrsamkeit, aber doch

ähnlich vorging. Man gewinnt aus solchen Probelektionen einen ziemlich deutlichen Einblick in die afranische Unterrichtspraxis. — Der Rektor teilte dem Kandidaten einige Tage vor der Probelektion die Texte mit, die er zu behandeln hatte. Bei Hoere, der seine Probelektion am 16. Januar 1736 vorgetragen hat, waren es ein Kapitel aus einer Rede Ciceros, eine Reihe von Versen aus der Odyssee Homers, Verse aus den Georgika Vergils und einige hebräische Verse aus dem Propheten Micha. Am Vorabend des festgesetzten Tages traf Hoere in der Schule ein und nahm Quartier daselbst. Am nächsten Morgen früh 9 Uhr fand im großen Lectorio (dem großen Hörsaal der Schule) die Lehrprobe statt. Adliger Schulinspektor, Rektor, Schulverwalter und Arafparrer waren zu Kommissaren bestellt. Auch die übrigen Lehrer und die gesamte Schülerschaft waren traditionsgemäß anwesend. Der Kandidat begann seinen Unterricht mit einer wohlgesetzten lateinischen Rede und behandelte die vorgeschriebenen Texte. Nach der Erklärung Ciceros „nahm er das Pensum ex Virgilio, welches er 1. „verbotenus exponierte, 2. in teutsche Verse, wie sub B zu befinden, überfetzte.“ Er zeigte dann, „daß das Pensum logice in zwei Theile abzuhellen sey, weiterhin die Tropos und Schemata, die vornehmste Phrasiologiam poeticam und die Vim Epithetorum und gab schließlich eine Imitationem daraus denen alumnis in teutscher Sprache, wie sub C befindlich.“ — Ähnlich wird dann auch Homer und der hebräische Text behandelt. Die Lektion schloß, „nachdem sie über 3 Stunden gewähret“, mit einer lateinischen Dankagung und gutem Wunsch für das gemeine Wohl des Landes und der Schule. (Mitgeteilt von Rektor Hartlich im Boten von St. Afra 1932.)

Auffällig ist, daß nach der Lektion auch die 12 obersten Alumni befragt werden, „ob sie an der Sprache, an dem Vortrage und an der beschriebenen Erklärung des Kandidati mit Grund etwas wichtiges auszufehen müßten“. Der Brauch ist auch später noch nachzuweisen. Die Schüler haben des öfteren von der Möglichkeit, ihr Urteil auszusprechen, ungeschweht Gebrauch gemacht. Ganz ähnlich ist auch die Probelektion Weises vor sich gegangen. Das Unterrichtsverfahren Hoeres war also charakteristisch für die damalige Zeit. — Der Unterricht war im Stil einer Universitätsvorlesung gehalten; „vorlesen“ wird in Synodalprotokollen dieser Zeit auch im Sinne von unterrichten gebraucht. Von Arbeitsunterricht im modernen Sinne war man himmelweit entfernt. „Man sprach mehr zu als mit den Schülern.“ (Peter.) — Daß man großen Wert darauf legte, die Schüler zu selbständigem Gebrauch der lateinischen Sprache anzuleiten, habe ich schon gesagt. Auch dem Bauen lateinischer und griechischer Verse maß man große Wichtigkeit bei; man hat es da, wie uns eine stattliche Reihe von Zeugnissen beweist, zu einer für uns ganz erstaunlichen Gewandtheit gebracht.

Einen großen Raum nahm auch im 18. Jahrhundert die religiöse Unterweisung ein. Neben regelmäßigem Kirchenbesuch, sonntäglichem Unterricht, Morgen- und Abendandacht noch vier Religionsstunden in der Woche, in denen die Schüler sehr eingehend in die Grundlehren und die Dogmatik der Kirche eingeführt wurden. Auch Mittwochvormittag fand damals häufig Gottesdienst statt, den der Cötus besuchte. Ebenso dienten die Gesangsstunden zum größten Teil der Einübung religiöser Lieder.

Doch immerhin: wir befinden uns mitten im Zeitalter der Aufklärung. Der Geist der neuen Zeit hat, wenn auch bedachtam gelenkt, Eingang in die Gelehrten-schule des Reformationszeitalters gefunden. In den Jahren von 1713 bis 1728 hatte sich die Schule eine modernere Form gegeben. Zunächst im Wirtschaftlichen; man hatte versucht, ihr wirtschaftlich wieder eine tragfähige Grundlage zu geben. Man hatte auch ein neues großes Schulgebäude gebaut, das schon erwähnte „Neue Knabenhaus“. Die innere Reform, die Neuordnung von Lehr- und Stundenplan hatte länger auf sich warten lassen. Viel Papier ist auch damals verschrieben worden; mancherlei Gutachten und Vorschläge sind ausgearbeitet worden. Sie geben uns Einblick in den Geist, in dem man neue Wege suchte. Am modernsten mutet das Gutachten des Rektors Martius an, eines ehemaligen Afraners, eines klugen, beweglichen, vielseitig gebildeten, dem Neuen aufgeschlossenen Geistes. Er macht den Vorschlag, den obersten Schülern eine Einführung in die doctrina morum, also in die Ethik, in das Naturrecht und in die Politica, in die Lehre vom Staate, im Anschluß an die Lektüre von Ciceros de officiis, zu geben. Er empfiehlt ferner das intensivere Studium der mathematischen Wissenschaften. Er redet geschichtlichen

Studien das Wort, man solle auch hin und wieder — und hier sehen wir ganz den Geist des reflektierenden und räsionierenden 18. Jahrhunderts — „ein moralisches iudicium über die in der Historie vorkommenden eventus und deren causas formiren“. Auch die Musik solle nicht bloß zur Recreation, sondern auch zur Cultur des Ingenii das Ohr abgeben. Besonders interessant ist sein Vorschlag, „ob nicht zu Ehre der teutschen Nation und zum Nutzen der Republicque die teutsche Sprache ein bißchen mehr in die Consideration gezogen und ercolirt werden möchte. Man finde hin und wieder Gelehrte, die aus den Fürstenschulen große Schätze von der griechischen und lateinischen Sprache weggebracht, aber in der teutschen nicht so viel gelernt, daß sie überall damit glücklich fortkommen könnten.“ (Mitgeteilt von Flathe.)

Allerdings nur einiges ist von den weitreichenden Vorschlägen damals verwirklicht worden. Die abschließende Verordnung von 1728 macht erhebliche Einschränkungen gegenüber dem andrängenden Neuen. Im Geiste dieser Verordnung ist nun in den folgenden Jahrzehnten an St. Afra unterrichtet worden, sie gibt die Richtlinien für Schul- und Unterrichtsbetrieb an St. Afra bis in die 70er Jahre des 18. Jahrhunderts. — Im lateinischen und griechischen Unterricht wird einiges reformiert. Der Geschichte und der Geographie gewährt man breiteren Raum, die Geschichte erhält in der Oberstufe zwei Wochenstunden, zum Teil werden neue Lehrbücher eingeführt. Besonders wird aber die Mathematik vollwertiges ordentliches Unterrichtsfach. 1729 wird der erste hauptamtliche Mathematiker als ordentlicher Lehrer der Schule, als collega quintus, der auch die Inspektion mit den anderen Lehrern zu führen hat, an die Fürstenschule berufen. Es war Johann Albert Klimm, der auf Lessing später besonderen Einfluß hatte und fast fünfzig Jahre als Lehrer an der Fürstenschule gewirkt hat. Gemäß seiner Instruktion soll er den Schülern eine allgemeine Einführung in die Mathematik geben, sie sodann in einer Weise, die ihrer Fassungskraft angemessen ist, in Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie unterweisen. Auch praktische Feldmefskunst und etwas Astronomie mit seinen Schülern zu betreiben, wird er angehalten. Es soll ihm auch erlaubt sein, lernbegierige Schüler in Privatstunden noch weiter zu führen. Von dieser Erlaubnis haben viele Schüler Gebrauch gemacht.

Neben die Mathematik tritt im Zeitalter des Rokoko das Französische, das von Nebenlehrern erteilt wird, den sogenannten maitres. In der ersten Zeit waren es Franzosen oder Wallonen aus dem französisch sprechenden Teil der Niederlande, die meistens ein wechselvolles Geschid aus ihrer Heimat vertrieben hatte. Die Akten in unserem Schularchiv über den französischen maitre, die vor Jahren Dr. Hiecke einmal genauer durchstudiert hat, stellen uns einige dieser Herren auch in ihrer Persönlichkeit anschaulich vor Augen. Den monsieur du Pin aus Opern, den monsieur Daunert, einen ehemaligen Kapuzinermönch, der zum Protestantismus übergetreten war, die Herren Claude Bogue und Scanavin, den Lehrer, von dem Lessing die Anfangsgründe des Französischen gelernt hat. An einem oder dem anderen entdecken wir Züge des Riccaut de la Marlinière, in dem Lessing in seiner Minna von Barnhelm für alle Zeiten das Bild eines ruhmredigen, eifeln, aufgeblasenen Franzosen dargestellt hat. — Man hält es in der Instruktion für nötig, darauf hinzuweisen, „daß der maitre sowohl in Worten als Werken fromm, vernünftig, moderat und überhaupt tugendhaft erfunden werde, damit durch sein Exempel die Schüler in Christlichen und wohlankündigen Sitten erbauet werden, niemahls aber zum Vergernis oder Geringschätzung seiner Person Gelegenheit finden.“ Auch habe er auf keine Weise mit den Schülern zu familiarisieren, sondern das Serieur unabläßig beizubehalten und solle alle Zeit die Ehre der Schule wahren.

Auch Tanzunterricht erhalten im galanten Zeitalter Augusts des Starken die Jünglinge des illustre Afraneum. Auf den Tanzmeister Lucius, dessen Name erstmalig in den Schulakten im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts auftaucht, folgt die Dynastie Matthäi, Vater und Sohn, die weit über zwei Menschenalter Afranern die Tanzkunst gelehrt haben. In dem alten Gebäude an der Stadtmauer war der Tanzboden, den Damen erlaubtermäßen nie betreten durften. Rektor Grabener stellt in seinem Wochenbericht im Jahre 1741 ausdrücklich mißbilligend fest, daß der Tanzmeister wider seine Instruktion in der Kirmeszim�er mit auf den Tanzboden gebracht habe. Schon als junger Lehrer hatte Grabener einmal einen Zusammenstoß mit dem Tanzmeister gehabt. Rektor Hartlich hat uns einmal den amüsanten Zwischenfall aus den Schulakten mitgeteilt: Lucius hatte auf

dem Tanzboden der Schule eine unbedeckte Frauenstatue, der freilich die Arme fehlten, ausgestellt. Grabener als strenger und unnachsichtiger Hebbomadar verlangt Entfernung der Statue. „Denn ich erwog bei mir, daß solcher Anblick jungen Leuten, welche gleichsam im Brausen sind, wenig erbauliche Gedanken geben könnte.“ Die Statue wird beseitigt, doch einige Tage darauf kommt es zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen Grabener und dem Tanzmeister Lucius. Er, Lucius, sähe wohl, daß Grabener noch nie an den Hof oder auch nur in den Dresdener Zwinger gekommen sei, „da dergleichen Bilder genug wären und admiriret würden.“ „Ich habe mir niemals einbilden mögen, daß ein so unschuldig Bild jemanden einigen Anstoß geben würde, indem es nichts als römische rudera (altes, zerbröckeltes Gestein) präsentieret, wobei eine verstümmelte Statua mit übereinander geschlagenen Schenkeln anzutreffen ist, so doch einer Manns- als Weibesperson in fronte et pectore weit ähnlicher siehet, wie nur allein aus deren struppichten und zu Berge stehenden Haaren deutlich zu erkennen ist!“ Auch dieser amüsante Zwischenfall zeigt: strenger alt-lutherischer Geist und die leichtere Lebensauffassung des siecle de Louis Quatorze und des Zeitalters August des Starken stoßen auch in St. Afra Mauern auseinander.

Wir haben einen Einblick in Lehrplan und Unterrichtsweise des 18. Jahrhunderts zu gewinnen versucht. Wir haben dabei zuletzt einen Streifzug in die Randgebiete des Unterrichts unternommen. Unser Bemühen war dabei, etwas von dem Geist, der in diesen Jahrzehnten unsere Schule erfüllte, zu erfassen. Das Bild würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht auch einen Blick auf die Schulfeiern werfen würden.

## Schulfeiern

Das Stiftungsfest der Schule wurde nicht regelmäßig und alljährlich gefeiert wie jetzt. Sogar das Jahr 1643, in dem die Schule auf ihr erstes Jahrhundert zurückblicken konnte, war infolge der Wirren und Nöte des Dreißigjährigen Krieges ganz unbeachtet vorübergegangen. Das 200jährige Stiftungsfest dagegen wurde 1743 unter dem Rektorat Grabeners feierlich begangen. Der junge Lessing hat als Schüler der Mittelstufe dieses Fest mit erlebt. Flathe berichtet in seiner Geschichte St. Afras genauer von dieser Feier. Gewiß war dieses Fest nach Anlaß und Ausgestaltung etwas ganz Außergewöhnliches. Doch auch am Außergewöhnlichen kann man Bestimmendes für den Geist der Zeiten erkennen. Der erste Haupttag war der 3. Juli als der überlieferte Stiftungstag. Früh 5 Uhr wurde der Tag mit Trompetenklang und Paukenschall eröffnet. Die Alunnen standen an den der Stadt zugewandten Fenstern des neuen Knabenhauses und stimmten Lob- und Dankchoräle an. Zum Morgengebet rief nicht die Schulglocke wie sonst, sondern die Glocken der Afsrafirche, und die Stadtkirche fiel mit allen ihren Gloden ein. Später fand ein Dankgottesdienst in der Afsrafirche statt, zu dem die Schülerschaft, geführt vom Ablichen Schulinspektor, Rektor und Schulverwalter und dem Kollegium, in feierlichem Zug durch das Schultor über den Afsrafriedhof in das Gotteshaus schritt. Um 11 Uhr war der erste feierliche Aktus angefetzt, zu dem zahlreiche Ehrengäste erschienen waren. Der Rektor hielt in dem großen Auditorium der Schule die Festrede; es folgte die Jubelmahlzeit; die Speisefolge des Menüs ist uns noch erhalten. Gegen 6 Uhr riefen wieder die Gloden zum Abendgottesdienst. Feierliche Abendmusik, Gefänge des Cötus aus den Fenstern der Schule, und dann gab ein Pistolenschuß das Zeichen zur Illumination. Die Bauern aus den der Schule gehörigen Dörfern mußten wegen Feuersgefahr die ganze Nacht mit Spritzen und Werkzeugen wachen. Die Hauptrede des Aktus am nächsten Tage hielt der Konrektor Hoere über Georg Comerstadt und seine Verdienfte bei der Gründung der Schule. Schüler sprachen deutsch und lateinisch, zum Teil in Versen, über Herzog Moritz und über die Vorgänge des Jahres 1543 und des Jahres 1643. Der zweistündige Aktus fand nachmittags seine Fortsetzung in Schülerreden und dem Vortrag eines Gedichtes: „Von der über die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges seufzenden, aber aus selbstigen gnädig erretteten Afsra“. Die Ausdauer im Anhören von Reden muß damals bewundernswert gewesen sein. Denn am dritten Tage mußte der collega tertius antreten und hielt nochmals eine Festrede; wieder Schülerreden in den alten und auch in der deutschen Sprache; Fortsetzung nachmittags 4 Uhr. Sie schloß mit einer Disputation unter dem Vorß des Rektors: De schola recte constituta. Über die rechte Ordnung einer Schule. — Für die Schülerschaft waren wohl die festlichen Speisungen, das vom Oberhoffjäger-

Schulgebrauch, vielleicht die erste Auswahl dieser Art, herausgegeben: „Edle Früchte deutscher Poeten, nach gesundem Geschmack berühmter Kenner für die lehrbegierige Schul-Jugend ausgesucht“. (1740 erschienen.) Allerdings ist es nur bei diesem Bändchen, einer ersten Probe, geblieben. Hoere bietet einige Gedichte von Martin Opitz und Joh. v. Besser, einem damals geschätzten Hofdichter, zu deren Gedichten der Herausgeber kurze Inhaltsübersichten und einige erklärende Anmerkungen gibt. Grabener, Lessings Rektor, hat in einigen Schulprogrammen auch Probleme der deutschen Sprache erörtert, z. B. die Herkunft einiger deutscher Wörter zu deuten versucht. Und der Tertius Weise stand an der Spitze einer teutschen Gesellschaft.

### Lessing als Afraaner

Wir haben ein Bild von der Fürstenschule im 18. Jahrhundert zu zeichnen versucht, indem wir die Baulichkeiten der Schule, das Leben und Treiben in ihr, den Unterricht und den Geist, von dem er erfüllt war, dargestellt haben. In diese Schule ist der junge Gotthold Ephraim Lessing am 21. Juni des Jahres 1741 eingetreten. Über die Afraanerzeit Lessings, des größten ihrer Schüler, den die Schule in den 400 Jahren ihres Bestehens in ihren Mauern beherbergt hat, wollen wir nun zum Schluß noch eine kurze Übersicht geben. Was wissen wir von Lessing als Afraaner? Von Rektor Peter haben wir eine genaue Aufstellung über alles, was die Schule an Urkunden über ihren größten Schüler besitzt oder — besser — befehen hat. Denn alles Wichtige befindet sich jetzt im Staatsarchiv zu Dresden. Seiner Aufstellung müssen wir deshalb folgen, wenn wir jetzt Lessing durch seine Afraanerjahre begleiten. Schon sehr früh wurde der kleine Gotthold für die Fürsten- und Landesschule angemeldet. Seine sprachlichen Neigungen ließen ihn schon in zartem Alter für das illustre Afraaneum als besonders geeignet erscheinen. Pfarrer Lessing in Ramenz richtete schon, als das Söhnchen acht Jahre alt war, ein Gesuch an den Kurfürsten, seinen Sohn in die Exspektantenliste für St. Afra aufzunehmen. In diese Exspektantenlisten konnten „Anwärter“ für den Besuch der Fürstenschule schon jahrelang vor dem Termin ihres Eintritts in die Schule aufgenommen werden. Es war damals sehr ratsam, das zu beantragen. Denn der Andrang zu den Frei- und Koststellen der Schule war sehr stark. Solche Exspektantengesuche haben wir in einigen stattlichen Folioabänden noch in unserem Schularchiv. Auch das Gesuch des Vaters Lessing, jetzt im Staatsarchiv zu Dresden befindlich, ist erhalten. Dem Gesuch des kinderreichen Pfarrers wurde entsprochen.

Am 21. Juni 1741 ist der kleine Lessing wohl das erste Mal durch das Schultor geschritten. An diesem Tage hat er jedenfalls seine Aufnahmeprüfung abgelegt. Der spätere Rektor Müller berichtet in den 80er Jahren, wie eine solche Prüfung zu seiner Zeit vor sich ging. Sie wird auch zur Zeit Lessings nicht viel anders verlaufen sein. Der Rektor diktierte dem Prüfling einen deutschen Aufsatz, den er in zwei Stunden ins Lateinische übertragen mußte. Die Arbeit wurde dann mit ihm unter Beisein seiner Kollegen besprochen. Der Konrektor prüfte darauf seine Kenntnisse in der lateinischen Verskunst und seine Fähigkeit, aus gegebenem Wortmaterial ein lateinisches Distichon zusammenzusetzen. Der dritte Kollege legte dem Prüfling einige Verse aus dem griechischen Neuen Testament vor, die er zu überetzen hatte. Es folgte eine Überprüfung seiner Kenntnisse in den Lehren des Christentums und in den Grundlagen der Arithmetik. — Man sieht, es wurde einiges verlangt. Trotzdem bestand der noch nicht 12½ jährige Lessing die Prüfung gut. Er erhielt zunächst eine Koststelle, später bekam er eine Freistelle des Geschlechts v. Carlowitz, die er bis zu seinem Abgang innehatte. Lessing war nunmehr Afraaner geworden. Die wichtigsten Zeugnisse seiner Entwicklung in den Afraanerjahren sind seine Zensuren. Die Zensuren wurden halbjährlich gegeben, nach den Michaelis- und nach den Osterprüfungen. Es waren allgemeine Beurteilungen, wie jetzt wieder, aber in lateinischer Sprache. Einzelzensuren für die besonderen Fächer gab es nicht. In der Unterlektion heben die Klassenlehrer (Mag. Rauderbach und Mag. Weiße) im Urteil seine gute Begabung hervor, aber sein gewedter Geist und sein lebhaftes Temperament scheint ihn doch mitunter in Konflikt mit der Schulzucht gebracht zu haben. In der Osterzensur von 1742 heißt es zum Beispiel: *Ingenio non obscuro, sed regendus et gubernandus, ut recte et industrie, quae legibus debet, exsolvat*. Was etwa heißt: Er besitzt einen hellen Geist, aber er muß straff angefaßt werden, damit er ordentlich

und gewissenhaft erfüllt, was er den Befehlen schuldig ist. Aber mit dem Aufrücken in die höheren Emendationes werden die Urteile im allgemeinen bedeutend günstiger. Die Osterzensur 1743 lautet: *Huius ingenii nervis accurata diligentia, diligentia optata progressio respondet*. Der Kraft dieses Geistes entspricht sein Fleiß, dem Fleiß der erwünschte Fortschritt.

In der Oberlektion war zunächst der Konrektor Hoere, den wir schon kennen, sein Klassenlehrer. Hoere war ein tüchtiger Philologe, gewissenhaft, mit trefflichen Kenntnissen, aber nach allem, was wir von ihm wissen, etwas trocken und pedantisch. Widerspruch nahm er im allgemeinen sehr übel. Und Lessing hat mehrere Male — was auch Synodalprotokolle erweisen — kleine Zusammenstöße mit ihm gehabt.

Aber doch gibt ihm Hoere Ostern 1744 das Zeugnis: *Acri ingenio et egregiis memoriae viribus valet atque ad morum dignitatem animum applicat*. Er erfreut sich eines feurigen Geistes und ausgezeichnete Gedächtniskraft und bemüht sich auch um eine gute charakterliche Haltung.

Die letzten afraanischen Semester lag der Unterricht in der Hauptsache in den Händen des Rektors Grabener (Theophilus Grabener, afraanischer Lehrer seit 1717, afraanischer Rektor seit 1735. Über ihn vgl. Bote von St. Afra, 1938 S. 11). Er ist einer der bedeutendsten Rektoren, die St. Afra gehabt hat. Er stand damals am Ende der 50er Jahre, er war eine stattliche, imponierende Erscheinung mit einem energischen, geistvollen Gesicht. Sein Bild hängt noch jetzt in unserem Konferenzzimmer. In einer Schulrede hat er einmal öffentlich von sich gesagt: „Ich wüßte nicht, daß irgendeiner in der Schülerschaft gewesen wäre, der jemals gewagt hätte, mir Gehorsam oder die schuldige Ehrfurcht zu versagen.“ Und wir glauben ihm das gern, wenn wir sein Gesicht mit den kraftvollen Zügen ansehen. — Er war ein ausgezeichnete, kenntnisreicher Gelehrter mit weitem Blick. Seine Persönlichkeit und sein Unterricht hat Lessing ohne Zweifel stark gefördert. Grabener ist es, von dem das bekannte Wort, das der Bruder Karl Lessing mitteilt, über den jungen Gotthold kurz vor seinem Abgange stammt: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Die letzten Halbjahrszeugnisse Lessings, von Grabener ausgefertigt, lauten außerordentlich ehrenvoll. *Summa cum laude*, kann man wohl sagen. Michaelis 1745: *Nullum est doctrinae genus, quod non aveat veietus (statt vegetus) huius animus et capiat, revocandus interdum, ne in iusto plura distrahat*. Es gibt keine wissenschaftliche Disziplin, nach der sein lebhafter Geist nicht heftig verlangte und die er nicht in sich aufnahm; bisweilen ist er zur Ordnung zu rufen, daß er sich nicht nach mehr Richtungen als wünschenswert zersplittert.

Ausgezeichnet, Rektor Theophilus Grabener! Wer könnte sich den Primaner Gotthold Ephraim Lessing anders vorstellen, als du ihn zeichnest! Es ist vor allem dein Verdienst, daß Lessing nicht einzureihen ist in die Schar der von den Schulen gänzlich verkannten Genies!

Doch noch ein Lehrer Lessings ist zu nennen. Der Mathematiker Joh. Albert Klimm. Lessings eifrige mathematische Studien werden in mehreren Zeugnissen ausdrücklich hervorgehoben. *Ingenio prompto artes mathematicas et quae traduntur alia addiscit*.

Klimm, von dessen eigenwilliger Persönlichkeit wir aus den Schulakten eine ganze Menge erfahren, hat eins jedenfalls verstanden: Begabte Schüler zu interessieren und auch über den Unterricht hinaus zu fördern. Beweis dafür ist u. a. Lessings schon genannte Valediktionsrede.

Wir sind in unserer kurzen Betrachtung bis zum Abgang Lessings vorgeschritten. Auf ein besonderes Gesuch ist er schon nach einem afraanischen Quinquennium zur Universität entlassen worden. Daß es ihn von der Schule fortdrängte, hat auch seine besonderen Gründe. Die Jahre 1744/45 sind die Jahre des 2. Schlesischen Krieges. Friedrich der Große lag in erneutem Kriege mit Maria Theresia, der sich diesmal Sachsen angeschlossen hatte. (Vgl. Fläthe S. 280 f.) Gegen Ende des Jahres 1745 wurde das Gebiet um Meißen Kriegsgebiet. Am 1. Dezember 1745 meldete der Schulverwalter dem Rektor, daß die Schule von allen Geld- und Getreidevorräten entblößt sei. Die Schüler, die darum nachsuchten, wurden deshalb in die Heimat entlassen. Immerhin blieben etwa achtzig Schüler im Alumnat. Am 9. Dezember erfolgte die Beschießung der Stadt vom Ratsweinberg aus, Lehrer und Schüler suchten

Schutz im Cönetel, also der jetzigen Schulküche, mit seinen festen Gewölben. Der alte Dessauer marschierte am 12. Dezember durch die Stadt. Am 15. dröhnte der Kanonendonner der Schlacht von Reffelsdorf nach Meissen herüber, während König Friedrich zur selben Zeit in die Stadt einzog. Der unerschrockene Rektor Grabener hat persönlich vor dem König gestanden und ihn um den Schutz der Schule gebeten. Aber eine unruhvolle und äußerst schwierige Zeit blieben diese Tage trotzdem für die Schule. Die schlimmste Not für Stadt und Schule begann aber erst nach Friedensschluß. (25. Dezember 1745.) Das preussische Lazarett wurde unter Bedeckung von einigen 1000 Soldaten nach Meissen überführt. Schule wie Lehrerwohnungen wurden stark belegt. Unter den Verwundeten herrschte das Wundfieber. Im Speisesaal wurde ein Fleischmagazin eingerichtet. Drangvoll muß es damals in der Schule hergegangen sein. Aus dieser Lage heraus ist der bekannte Brief Lessings an seinen Vater am 1. Februar 1746 geschrieben:

„Sie bedauern mit Recht das arme Meissen, welches jeho mehr einer Totengrube als der vorigen Stadt ähnlich siehet. Alles ist voller Gestank und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gerne so weit von ihr entfernt, als er nur kann. Es liegen in denen meisten Häusern immer noch 30 bis 40 Verwundete, zu denen sich niemand sehr nahen darf, weil alle, welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber haben. Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich im Winter getroffen weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon grassiren würde. Und wer weiß, was noch geschieht. Jedoch wir wollen zu Gott das Beste hoffen. Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus als unsere Schule. Sonst lebte alles in ihr, jeho scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was Rares, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sahe, jeho sieht man einen Haufen Verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Coenatal ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen, in dem kleineren Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreeiset, haben wegen der Gefahr, in Krankheiten zu verfallen, ebensowenig Lust zurückzukehren als der Schulverwalter, die drey eingezogenen Tische wieder herzustellen. Was mich anbelangt, so ist es mir um so viel verdrüßlicher, hier zu seyn, da Sie sogar entschlossen zu seyn scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger seyn wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden.“

Nach einigen Schwierigkeiten, die die Aufsichtsbehörde in Dresden machte, wurde Lessing die erbetene Entlassung bewilligt. Lessing valedicirte am 30. Juni 1746 und ließ sich an der Universität Leipzig immatriculieren.

Suchen wir in kurzen Worten die Bedeutung St. Afras für Lessing zu umreißen: Lessing hat in der Fürstenschule die Grundlagen gelegt für seine eindringende Kenntniss der antiken Schriftsteller. Auf ihrer gründlichen Kenntniss beruhen seine kritischen Schriften, besonders seine Hamburger Dramaturgie und sein Laokoon. Doch auch für seine Beschäftigung mit deutscher Dichtung hat es ihm auf St. Afra nicht an Anregung gefehlt. Die zeitgenössischen Dichter Haller und Hagedorn sind ihm schon auf St. Afra bekannt geworden. Auch in eigenen Dichtungen hat er sich schon als Fürstenschüler versucht.

Am Schluß des kurzen Überblickes, den ich über Lessings Afranerzeit gegeben habe, und am Schluß unseres Aufsatzes siehe Lessings eigenes Urteil über seine alte Schule! Er spricht es aus in der Vorrede zum 3. und 4. Teil seiner Kleinen Schriften. (Erschienen im Jahre 1754.)

„Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirk einer Klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studierte. Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe!“

## „Afranisches“ von 1810 — 1850

Aus den Gemeinnützigen Meißner Blättern

Ausgewählt von Oberlehrer i. R. Benno Zeidler

### 1810: Afranische Lindenblüten

Unter diesem Titel ist vor kurzem im Verlage des Buchhändlers Goedsche eine Sammlung kleiner, meist lyrischer Gedichte erschienen, deren Verfasser Schüler der Rgl. Säch. Landtschule zu Meissen sind. Sie sind fast alle wohlgeraten, mehrere sehr gut und werfen ein neues, vorteilhaftes Licht auf die Meißnische Landschule. Eine ausgezeichnete Empfehlung verdienen die von Flöbel, vor allem aber die „Erinnerung“, die „Schlachtszenen“ und die „Nacht“. Wir wünschen diesen Gedichten die verdiente Aufnahme und ermuntern die Verfasser zu weiterer Ausbildung ihres Talentes. — Einige Freunde der Meißnischen Fürstenschule.

### 1819: 23. April Gerichtspersonen und Gemeinde der Neugasse Dank nach Brand

Groß war die Not, als am 19. April mittags eine schredliche Flamme eine mit Heu gefüllte Scheuer gänzlich und drei daranstoßende Häuser zum Teil verzehrte und teils ihre Verwüstung veranlaßte. Groß war die Gefahr, die unserer ganzen Gemeinde drohte. Groß war aber auch die Hilfe, welche Gott von allen Seiten zu unserer Rettung herbeiführte, und mit Tränen des Dankes rühmen wir die so zweckmäßigen Anstalten unserer verehrungswürdigen Obrigkeit, die tätige Hilfe unserer verehrten Mitbürger, die Wachsamkeit und Bemühung einer löbl. Garnison, den angestrengten Beistand der Herren Manufakturisten und mehrerer, an unserm Unglück teilnehmender Menschenfreunde, die nicht von ferne traten. Selbst die Herren Fürstenschüler eilten rühmlichst herbei, unsere Not zu erleichtern, und wir können auch die Willfährigkeit und geleisteten Dienste der Meißner Jugend nicht verschweigen, welche sie uns, durch so viele schöne Beispiele ermuntert, mit so viel Entschlossenheit mitten in der größten Gefahr bewiesen. . . Es folgen Segenswünsche.

### 1821: Dank nach Brand in Zscheila

Die Stunde des Schredens und hanger Gefahr, die am 17. d. M. früh bald nach 7 Uhr unsern Wohnungen und unserm Vermögen im Feuer drohte, ist zwar mit bedeutendem Verluste an Heu und den ganzen Habseligkeiten des Schäfers, doch noch mit Erhaltung unserer Wohngebäude, der Scheune und des Kuhstalles glücklich abgewendet worden. Das danken wir dem Schutze des Allmächtigen und der tätigen nachbarlichen Beihilfe aller Menschenfreunde. Unvergeßlich wird es uns bleiben, was Meißens Bewohner aller Stände zur Tilgung der Flammen bei stürmendem Winde beigetragen haben. Mit dem herzlichsten, gerührtesten Danke verbinden wir den innigen Wunsch, daß Gott von Ihnen und den geliebten Ihrigen, von Ihren Wohnungen und Ihrem Vermögen eine ähnliche Gefahr entfernen wolle, damit wir, zu jeder Hilfe bereit, nur bei erfreulichen Gelegenheiten unser dankbares Gemüt Ihnen tätig beweisen können. Dank sagen wir insbesondere den edlen Jünglingen, die von Afras Musentempel herab mit eifrigem Willen und rüstiger Kraft, ihrer eigenen Erhaltung uneingedenk, zu unserer Rettung herbeieilten, sich selbst nur Ruhe gönnend, als die Gefahr beseitigt war. Heil dem Vaterlande, dem sie einst mit Eifer, Kraft und Mut des Guten viel bereiten werden!

Zscheila, am 18. Januar 1821. Ehr. Benjamin Heise, Pfarrer, für sich, die Seinigen und seinen Pächter.

### 1840: Dank nach Brand

Am 14. Oktober d. J. in der 4. Nachmittagsstunde erscholl im nächsten Nachbarhause der Schredensruf: Feuer! Ob nun gleich von zwei Seiten das Feuer sich um mein kleines Haus herumschlang, so blieb es doch bis auf einige Verletzungen, die zur Rettung nötig waren, verschont. Ich fühle mich daher tief durchdrungen, nächst Gott für seinen gnädigen Schutz allen edlen Menschenfreunden herzlich zu danken. Besonders zum Dank fühle ich mich verpflichtet gegen die Stadtbehörde, die alles aufbot, um dem Feuer schnell Einhalt zu tun, desgleichen der löbl. Communalgarde

für den Schutz unserer Sachen in der regnerisch stürmischen Nacht wie auch den Herren Professoren und Alumnen der Kgl. Sächs. Landesschule zu St. Afra für ihre angestrenzte Tätigkeit und endlich allen meinen Mitbürgern und Innungsgeossen, die mir in der Not so treu beistanden. Möchte ähnliche Gefahr Sie nie bedrohen und Gott der Allmächtige Sie in seinen heiligen Schutz nehmen!

Schneidermeister Johann Gottlob Plänitz nebst Fam.

### Aus Goethes Gesprächen mit Friedr. Wilhelm Riemer

Wie mir Feldpostbriefe bezeugen, begleitet Goethe manchen Afraner auch ins Feld. So findet eine Auswahl von Goetheworten bei einem oder dem anderen vielleicht auch heute Gehör. — Von den Gesprächen Goethes sind Edermanns Gespräche weithin bekannt; sie sind eine unerschöpfliche Fundgrube Goethescher Weisheit. In ihnen tritt uns vor allem der milde, weise, abgeklärte Goethe, der „Olympier“ entgegen. Den „anderen“ Goethe, den auch noch in seinen letzten Lebensjahrzehnten leidenschaftlich an Dingen und Menschen Anteil nehmenden, den von Geist, bisweilen auch von Witz und Ironie sprühenden Goethe, der mitunter auch das scharfgeschliffene Wort, das Paradoxon, liebt, sehen wir besonders lebendig in den Aufzeichnungen Riemers, Woiffersées, des Kanzlers von Müller, Riemer, nur die bedeutendsten Gesprächspartner zu nennen, vor uns. — Hier teilen wir einiges aus den Aufzeichnungen F. W. Riemers (1774—1845) mit, der als Lehrer von Goethes Sohn August, dann als Privatsekretär von 1803—1812 Goethes Hausgenosse und wieder im letzten Lebensjahrzehnt Goethes sein vertrauter Mitarbeiter und Berater war. Riemer berichtet:

Als von Schuberts Ansichten von der Nachseite der Naturwissenschaft und deren Heiligkeit die Rede war, bemerkte G., solche Naturen wie Schubert seien gleichsam die Moll-Töne der Natur; das Heilige spräche sich aber auch in Dur-Tönen aus.

Der Witz setzt immer ein Publikum voraus. Darum kann man den Witz auch nicht bei sich behalten. Für sich allein ist man nicht witzig. Alle anderen Empfindungen genießt man für sich allein: Liebe, Hoffnung usw. — Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemüts gehalten; er ist nur das eines Besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann. (Daher sagt man, daß er niemandes, auch des Freundes, nicht schone.)

Skeptizismus, Kantischer oder Kritizismus konnte nur aus den Religionssekten entstehen, aus dem Protestantismus, wo jeder sich recht gab und dem andern nicht, ohne zu wissen, daß sie alle bloß subjektiv urteilten.

Je schlechter das Land, desto bessere Patrioten. Das sehe man an dem jetzigen Preußen (Märtern), sonst an den Schweizern.

Die poetische Gerechtigkeit sei eine Absurdität. Das allein Tragische ist das injustum und praematurum.

Sich subordinieren ist keine Kunst; aber in absteigender Linie, in der Deszendenz, etwas über sich erkennen, was unter einem steht. — Das Altertum sehen wir gern über uns; aber die Nachkommen nicht. Nur ein Vater neidet seinem Sohne nicht das Talent.

Goethes Dossen, meinte er selbst, seien gleichsam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zustände. Aus solchen Bälgen machen sich die Leute nun Schuhe, Kleider usw. und fragen sie ab. — Seine Sachen wären nur Bruchstücke aus ehemaligen Existenzen, da einmal ein alter abgelegter Hut, ein Paar Stiefeln u. dgl.

Ein Franzose handle nie aus reinem Antriebe, um der Sache willen, er hänge ihr immer noch einen Schwanz von Absehen dabei an, entweder um bei Hof, beim Kaiser, beim Publikum, bei den Frauen u. dgl. zu gewinnen. — Die Weiber sind überhaupt Franzosen, und was die Franzosen unter den Männern sind, das sind die Weiber unter den Menschen überhaupt. Man kann also in diesem Sinne die Franzosen die Weiber von Europa nennen.

Bei den Anstalten zu einem Fest vergißt man oft, den einzuladen, dem zu Ehren es angestellt wird.

Den Menschen ist nur mit Gewalt oder List etwas abzugewinnen. Mit Liebe auch, sagt man; aber das heißt auf Sonnenschein warten, und das Leben braucht jede Minute.

Alles Leiden hat etwas Göttliches.

Lieben heißt leiden. Man kann sich nur gezwungen (natura) dazu entschließen, d. h. man muß es nur, man will es nicht.

Nihil contra Deum, nisi Deus ipse. Ein herrliches Dictum von unendlicher Anwendung. Gott beegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Größten gering zu achten. — So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt (balanciert).

Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend.

Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustande oder im Bewußtsein verharren; er muß sich wieder ins Unbewußtsein flüchten, denn darin lebt seine Wurzel.

Die Eitelkeit ist ohngefähr das, was beim Essen der gute Appetit ist, das Wohlschmecken, das Innewerden des Genusses. Ohne diesen frißt man sich nur voll wie das Tier.

Die Natur ist wie ein Zeil. Grad und einfach geht sie hindurch, und nur die unendliche Modifikation des einzelnen macht es so schwer, sie zu verstehen.

Die Neigung zu einer Sache, das ist ja eben der Sinn dafür.

Die jetzige Generation entdeckt immer, was die alte (vorhergehende) schon ver-gessen hat.

Manche meinen, außer dem Rechten gäbe es noch ein Rechtes, ein anderes Rechtes, das hätten sie. Wie wenn es außer dem Schwarzen in der Scheibe noch eins gebe, und da schießen sie dann ins Blaue.

Da die Rede die Sinne und das innere Vorstellungsvermögen vertreten muß, so muß sie auch zu diesen reden und der Ausdruck sinnlich und repräsentativ sein.

Geduld, Hoffnung, Glaube, Liebe, all diese Tugenden sind die Vernunft actu, in Ausübung, sie sind die ausgeübte Vernunft.

Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existieren.

Die Geschichte ist ein Märchen im Anfang, auf ihm schwimmt ein Faktum, wie auf dem Wasser, bis das Wasser verschwindet.

Mitgeteilt von Hesse.

### Aus unserer Feldpostmappe

Wieder senden wir einen Boten hinaus, der die alten Afraner in aller Welt grüßen soll. Er wird, wenn die Druckerei Klinkicht in diesen Kriegsläufte ihr Wort zu halten vermag, Ende Juni, einige Tage vor der 400-Jahr-Feier unserer alten Schule, das Licht der Welt erblicken. Es ist ein Fest unter ganz anderen Auspizien, als wir sie alle wohl früher erträumt und erhofft haben! Das Gestrirn unserer Schule scheint mit dem des Mars in ganz eigenartiger Konstellation verbunden zu sein. Von den vier Jahrhundertfeiern ist nur eine in vollem, gesichertem Frieden be-gangen worden, das Säkularfest von 1843. 1643 hat überhaupt keine Feier statt-gefunden, der Gedenkttag fiel mitten in die zweite Hälfte des Dreißigjährigen Krieges und in eine schwere Notzeit der Schule. — Die Feier von 1743 unter dem Rektorat von Theophilus Grabener, an der Gotthold Ephraim Lessing als Schüler teil-nahm, lag zwischen dem Ersten und Zweiten Schlessischen Kriege. Ohne die Tat-kräft und den Wagemut Grabeners wäre eine der Bedeutung des Tages würdige Feier auch damals nicht zustande gekommen. Und heute, im vierten Jahr des großen Weltkrieges, ist eine Feier nur in ganz schlichtem Rahmen möglich. Von dem, was trotz der Ungunst der Zeit geplant ist, wird wohl der Bericht von Dr. Hansen einiges vorausverkünden. Das Beste, was wir tun können, wird sein, daß wir der urzähligen

Afraner herzlich und dankbar gedenken, die im grauen Waffenrock Kriegsdienst tun und mit denen wir uns über Raum und Zeit hinweg eng verbunden wissen. — Dieser Verbundenheit von uns in der Heimat und Euch in der Ferne soll ja auch unser Bote dienen. Und wenn nun Dr. Lorenz und ich in unseren Feldpostmappen kramen, unsere afranischen Briefe hervorholen und einiges aus ihnen hier mitteilen, so hoffen wir, daß dadurch auch die Verbindung unter den Afranern untereinander, durch äußere Umstände oft schmerzlich durchschnitten, lebendig erhalten wird. Auch diesmal können wir nur eine Auswahl aus allen den Briefen geben, die die Schule grüßten, und wieder möge ein Teil für's Ganze stehen!

Mit unseren Jüngsten im Kriegsdienste wollen wir beginnen, unseren Nesthäkchen, die so rasch flügge geworden sind. Ein reger Briefwechsel verbindet uns mit unseren Luftwaffen Helfern, besonders mit denen des Zuges 6. Ihre Briefe sind oft recht reizvoll und amüsant zu lesen; und wer den Brieffschreiber kennt, sieht oft den ganzen Jungen, wie er leibt und lebt, in einem solchen Briefe vor sich. Da heißt es: „Nachts schieben wir mit einem alten französischen Schießprügel (ohne Sicherung) Posten oder haben Telephonwache, wie ich jetzt eben. Dabei „erledigen“ wir unseren Briefwechsel. — Mit Wagner, seiner Ziehharmonika, Heide, seinem Kursbuch, Zätsch, Edelt, Herrmann und bei Nacht einem Mäuschen bin ich zusammen in der Stellung. Neulich wollten wir es fangen, aber da huschte es über Edelts greifenden Arm, sprang über Tisch und Bänke und verschwand in einem Schlitze im Fußboden. — Unsere Parade ist recht gemütllich. Sie ist frisch gestrichen, und unser Unteroffizier hat sogar Vorhänge „organisiert“. Ganz schlimm ist allerdings der Schmutz in der Luft. Wir liegen auf freiem Feld, unser einziger Besucher ist der Wind, der mit heftiger Aufdringlichkeit immer wieder erscheint. — Noch haben wir nichts mit der Schule zu tun . . .“ In einem der nächsten Briefe klingt es aber schon etwas resigniert: „Der Unterricht ist mit konstanter Boshaftigkeit wieder über uns hergefallen.“ — Imponierend sind für unsere Jungen die riesigen Industrieanlagen, in deren Nähe sie stationiert sind. „Der erste und größte Eindruck, den ich hier gewonnen habe, war das unermüdlche Werk, das den Blick nach Westen begrenzt. Immerzu rauchen die Schöte und verbreiten eine große Wolke über der Fabrikanlage. Züge fahren mit Braunkohle hinein, es ist ein ewiges Schaffen.“ — „Während ich Ihnen schreibe, rollen draußen unentwegt Braunkohlenzüge, nur sonntags läßt das etwas nach. Wenn wir Kohle brauchen, zeigen wir dem „Zugführer!“ ein Stückchen davon, und auf der Rückfahrt bekommen wir dann einen Berg guter Kohle herabgeworfen.“

Der entschlossene Einsatzwille der Jungen spricht aus den Worten: „Bestern abend fühlten wir alle uns in unserem Element! Die Feindflugzeuge waren da! Aber etwa 14 Kilometer waren sie entfernt! Deshalb waren wir nicht aktiv. Unser großer Werfer hat zweimal geleuchtet, aber wegen der großen Entfernung wurde nichts erfaßt. Aber wir waren alle sehr stolz, am Gerät stehen zu dürfen! Drei Stunden hatten wir Alarm!“ — Besinnlich, aber gleich darauf ganz ausgelassen, so wie wir eben unsere Jungen kennen, lautet es in einem anderen Brief: „Das Osterfest hat uns alle möglichen Naturschönheiten beschert. Sie schrieben sehr recht, daß einem hier das besonders zu Gemüte gehen mag. Ich habe noch nie ein Auge für die Natur, ihr Leben, Wachsen und Blühen gehabt, aber nun hat sie es sich erzwungen. Im geschützten Hof des Chef-Quartiers roch ich zum ersten Male bei der Betrachtung eines sauber angelegten Blumenbeetes den Duft des Frühlings, und wie gute Musik für mein Ohr war er für meine — Nase eine wirklich erbauende Freude. Den Schulweg entlang standen die Kirschbäume in schönster Blüte, und ebenso der Flieder und die Apfel- und Birnbäume an dem Feldweg, auf dem wir ins Dorf gehen, das uns am nächsten liegt und wo wir essen. — Hätten Sie uns gesehen, als wir am Abend des Karfreitag nach Maitäfern hasteten! Auf dem Dach der Parade, gebückt am Boden entlang, emporspringend und in die Luft greifend, mit dem Pantoffel in der Hand, rannten wir in der Stellung und ihrer nächsten Umgebung hin und her, schüttelten die Bäume, und öfters rannte ein Maitäfer an unserem Gesicht oder den Händen heftig an. Dann hab' ich einen dem Unteroffizier ins Stübchen gesteckt, und auch in meinem Bett war einer, weil ich früher diese Tiere nicht leiden konnte, eher wäre ich ins Wasser gesprungen! — Aber das Tierchen hat friedlich bei mir geschlafen. — — —“

Brief und Plauderei geben dem Schreiber größere Freiheit. Sie gestatten ab und

zu auch einmal einen kühnen Gedankensprung. Das ist jüngeren afranischen Jahrgängen aus Rahns „berühmter“ Schule des Schreibens wohlbekannt. Also erlauben wir uns den im „Auffahrtstil“ verpönten unmittelbaren Übergang von den Luftwaffen Helfern zu den Afranern, die den Sprung in die Ehe oder wenigstens in das Vorfeld der Ehe gewagt haben. Verlobungs- und Vermählungsanzeigen sind uns wieder zahlreich ins Haus geflattert. Mitunter ist der Verlobung die Vermählung „zügig“ gefolgt. Aber das leßt lieber, genau unter Angabe aller uns bekannter Personalien von Dr. Lorenz mit gewohnter Akribie gebucht, in unseren Familiennachrichten nach! Mancher verband aber mit der sachlichen Mitteilung auch einen Brief, der uns von seinem Ergehen berichtete und auch etwas von der Freude widerspiegelte, einen lieben und tapferen Lebenskameraden gefunden zu haben. — Ostpreußen scheint für viele Afraner von besonders glückhafter Bedeutung zu sein. Oberarzt Dr. Christoph Kanst, Afr. 28, hat sich, nun längst wieder im Felde, im Herbst vorigen Jahres mit einer Ostpreußerin verlobt. Pfarrer Hermann Leuschner, Afr. 26, z. Zt. als Wachmeister einer Nachrichtenabteilung im Felde, meldet aus Lautschken die Geburt eines Töchterchens. Oberzahlmeister Horst Dietrich, Afr. 28, bis vor kurzem am OWM. Insterburg, hat sich verlobt und bald darauf vermählt. Er schreibt: „Ich habe mich über Ihre teilnehmenden Worte sehr gefreut; sah ich doch daraus, wie eng die Verbindung zwischen dem alten Lehrer und Schüler auch heute noch ist und mit welcher Herzlichkeit diese Verbindung weitergepflegt wird, obwohl jetzt kaum Zeit für einen ausgedehnten Briefwechsel bleibt. — Und ich bin nun junger Ehemann geworden, meine Frau und ich, wir freuen uns beide, daß wir den Mut zu diesem Entschluß trotz der schweren Zeit aufgebracht haben.“ Da er — er teilte uns das im März mit — mit einer baldigen Veretzung rechnen muß, nimmt er es in der kurzen ihm noch verbliebenen Zeit auf sich, dreimal in der Woche von Insterburg mit dem Rad die 18 Kilometer nach Finkengrund, dem Wohnsitz seiner jungen Frau, zu fahren. Er erkundigt sich nach einer etwa geplanten Aufführung am Schulfest, erinnert an die Schulfestaufführung des Odipus von 1933, bei der er die Jokaste spielte. — Die anderen Hauptdarsteller Gotthold Mage, Hartmut Klepl, Gerhard Heilmann sind sämtlich gefallen! — Er fragt nach einem Buch über römische und griechische Mythologie. Will er seine Leistung mit der Leanders vergleichen, der den Hellespont allabendlich durchschwamm, seine Geliebte zu besuchen?!

Leutnant Hans-Werner Gensichen, Afr. 27, schrieb schon in der Vorweihnachtszeit: „So stehen wir vorläufig an einer Stelle der südlichen Front, die z. Zt. wieder ein deutscher Außenposten geworden ist, und sind bereit, dem Tommy ein zweites Dieppe zu bereiten, falls ihm danach zumute ist. — Die Etappen des Weges hierher führten uns zu den geheiligten Stätten klassischer Kultur, die einem von Afrä her schon hinreichend vertraut waren. Da war nun das Erlebnis der Wirklichkeit oft ganz überwältigend. Wie füllte sich all das mit Leben, was einem die Schule als festen Besitz mitgegeben hatte! Noch nie war ich der alma mater so dankbar wie auf der Akropolis. — Jetzt haben wir Gelegenheit, eine der ältesten Quellen europäischer Kultur kennenzulernen. Da gibt es Wunder, von denen uns auch in Meißen nur andeutungsweise gesprochen werden konnte; denn die minoische Kultur in ihren verschiedenen Stufen ist eine Welt für sich. Leider, leider fehlt es an Büchern und Zeit, um tiefer in diese Dinge einzudringen.“ Im März teilte er uns aus der Heimat seine Vermählung mit. „Aus diesem Heimaturlaub nehme ich eine neue große Hoffnung mit hinaus, und was könnte es in dieser Zeit Besseres geben! Es bleibt freilich immer ein Wagnis, unter den Auspizien des Mars eine Ehe zu beginnen; aber es wäre Torheit, damit bis zu einem imaginären Kriegsende warten zu wollen, wie ich es ursprünglich vorhatte. So nehme ich nun mit meiner Frau das, was wir von der Zukunft erhoffen, in diesen kurzen Urlaubstagen vorweg. Da gewinnt das alte afranische „Carpe diem!“ einen neuen und reichen Sinn.“

Auch Unterarzt Dr. Hans-Gangolf Bier, Afr. 31a, hat den Bund fürs Leben geschlossen; auch er hat bald darauf Heimat und Geliebte wieder verlassen müssen und schreibt uns nun aus Südrußland (April 1943): „Auf Umwegen erreichte mich heute Ihr Brief vom 12. 3. 43. Er kam mit einem Päckchen, das mir ein Urlauber von Leipzig mitbrachte. — Ja, Rußlands Ebenen haben mich behalten. Und nicht nur das, sie haben mich in ihrer Einöigkeit auch irgendwie gepackt. Ich könnte Ruß-

land fast als das Land des großen Himmels, der Wolken und Winde bezeichnen. 3. St. bin ich auf der Halbinsel, die man die russische Riviera nennt. Nun, nördlich vom großen . . . Gebirge spürt man vom Frühling noch recht wenig, während keine 50 Kilometer von hier schon die ersten Kirschen reifen. Meine Division trägt die Afranerzahl — bestimmt kein schlechtes Omen! —, und meiner Erinnerung nach ist v. Hopfgarten in einem unserer Regimenter einst aktiv gewesen. Sonst ist hier viel, viel Arbeit, Einsatz und nebenbei ein bißchen privates Interesse an Land und Leuten.“

Intendantur-Referendar Gerhard Hübler, Nr. 29, sandte uns ebenfalls seine Heiratsanzeige. Er feierte seine Hochzeit am 14. 4. und rollte am 15. 4. abends bereits nach dem Osten. Gerade heute, kurz vor Abschluß meines Sammelberichtes, erhielt ich einen Brief von ihm: „Ich sitze nun seit drei Wochen hier oben im östlichsten Teil des Nordabschnittes der Front und darf wieder aktiv teilnehmen am großen Geschehen. Im Augenblick ist es ja verhältnismäßig ruhig, die Fronten liegen beinahe erstarrt im tiefen Schlamm, erst allmählich, mit fortschreitender Trockenheit, beginnt ein bißchen Leben. Schlamm, Moorheide, Wasserlächen, Sümpfe, dazwischen Kiefern- und Birkenbüsche, von Zeit zu Zeit taucht ein armseliges Dorf auf. Hölzerne Hütten rechts und links des Streifens Schlammes, der einmal Straße war, viele halb versunken, als schämten sie sich ihres Daseins. Tagsüber herrscht reger Verkehr, zum Abend wird es stiller im Dorf, man könnte dann vielleicht in kühner Phantasie meinen, in der Heimat zu sein; aber da liegt über allem der eigenartige Geruch des verbrannten Holzes, der allen Dörfern im Osten charakteristisch ist. Und da ist auf einmal alles wieder fremd. Der Frühling hat sich erst ganz langsam durchgesetzt, die Birken fangen an, grün zu werden, und in den Sumpflöchern blühen die ersten Blumen, die versuchen, die Trostlosigkeit etwas veröhnlicher zu machen. Arme Menschen, die hier wohnen müssen! Wie schön ist doch das deutsche Land dagegen! „Und warum reitet ihr denn durch dieses giftige Land, den türkischen Hunden entgegen?“ „Um wiederzukehren!“ Das ist unser aller Hoffnung, des Landfers, der vorn im Graben liegt, und unsere, die wir das Glück haben, fünf Kilometer dahinter sein zu dürfen, wo nur die Artillerie hinreicht, die uns oft ziemlich zu schaffen macht. — Trotz all dieser Unbequemlichkeit und Unwirtlichkeit bin ich aber auch sehr froh, daß ich endlich wieder einmal dort sein darf, wo „etwas los ist“, und daß ich wieder viel Neues sehen und erleben kann. Das immer noch unruhige Blut hat wieder neue Nahrung. Vor allem aber bin ich glücklich darüber, wieder dem grauen Rod, dem ich nun einmal mit Leib und Seele verfallen bin, folgerichtig leben zu dürfen und nicht mehr Heimatkrieger spielen zu müssen, wie in Münster.“ — All den Verlobten und Neuvermählten wird der alte Matthias Claudius in seiner kernigen und gemütvollen Art so recht aus dem Herzen gesprochen haben, wenn er ausruft: „Mädchens, ich weiß, was ihr wert seid und was ihr dem Manne sein könnt, wenn ihr vorzieht und euch entschließt, eines Mannes Frau zu werden; ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins so lange; er sei reich oder arm, so seid ihr ihm ein Trost und macht ihn allezeit fröhlich.“

Oberleutnant Dr. Günther Ulrich, Nr. 27, denkt am Eingang seines vom 30. 3. 43 datierten Briefes „seines unvergeßlichen Lehrers Friedrich Vogel“. Er schreibt weiter: „Ich habe das Glück, nachdem ich fast ein Jahr als Lehroffizier in der Heimat Dienst tun mußte, in meinem alten stolzen Regiment wieder meine alte Batterie führen zu dürfen. Nach der Räumung des Brückenkopfes D. stehen wir südlich St. R. im Abwehrkampf. Zwischen Ladoga- und Ilmensee sind wir, fast möchte ich sagen, „zu Hause“. Jetzt hat die sogenannte Schlammperiode auch hier eingesetzt, das Land, weit und breit Sumpfsgebiet, steht unter Wasser, und der Zustand aller Wege macht jede größere Bewegung unmöglich. Auch der Feind ist durch den Schlamm behindert, und seine Angriffe sind trotz schwerster Artillerievorbereitung meist nur von geringer Stoßkraft.“ — Und staunend und beinahe neiderfüllt ob seiner Arbeits- und Konzentrationskraft, lese ich weiter: „Mir lassen die Wochen des Stellungskrieges viel Zeit, auf meiner Beobachtungsstelle meinen Rechtsbuchstudien nachzugehen. Fotokopien ersetzen mir die Handschriften; und wenn es auch keine sehr tiefstürzende Arbeit sein kann, es gibt bei der Quellenforschung viel mechanische Arbeiten, Rollationen, Textvergleiche und kritische Beurteilung von Texten, die auch in vorröster Linie zu gedeihen vermögen. Und sie geben das Gefühl, keine Stunde

ungenüßt gelassen zu haben. Meine Habilitationsschrift, das Meißner Rechtsbuch, steht dank dieser Arbeitsmöglichkeit kurz vor dem Abschluß.“ Den Brief beschließt die erfreuliche Nachricht, daß ihm und seiner Gattin Dr. Marianne Ulrich, geb. Kreschmar, Nr. 25, im Februar ein Söhnchen geboren worden ist. — Und in einem weiteren Briefe, den ich soeben von ihm erhalte und in dem er für unsere Glückwünsche dankt, weist er ausdrücklich darauf hin, daß er die Fähigkeit, konzentriert und intensiv arbeiten zu können, vor allem auf Afrika erworben hat: „Daß ich dennoch jedem Tag fast, meist in der Nacht, noch ein oder zwei Stunden für meine quellenkritischen Studien abtrotzen kann, verdanke ich, deshalb erwähne ich es noch einmal, der afrasischen Erziehung, die den, der es lernen wollte, arbeiten, konzentriert arbeiten gelehrt hat. Ich hoffe, daß dies der Schule trotz aller Anwälzungen auch künftig möglich sein werde. Es ist sehr schwer, die Tragweite der Verwandlung der lieben ehrwürdigen Schule in eine Heimtschule aus der Ferne zu ermessen. Ich wünsche von Herzen, daß die Schule den kommenden Generationen ebensoviel ins Leben mitgeben möge, wie sie uns, wie sie mir mitgegeben hat. Alle Kritik an dem Humanismus und dem Protestantismus und beider Verbindung, die St. Afrika im Wesen bestimmten, wie sie mich die zehn Jahre seit meinem Abgang lehrten, hat doch meine große und tiefe Dankbarkeit gegenüber der Schule nicht mindern können. . . . Es scheint, als ob Sie zögerten, einem Offizier im Felde von Goethe zu schreiben. Ich habe mich darüber, daß Sie es doch getan haben, sehr gefreut. Kann auch das Verhältnis zu Goethe unter den veränderten inneren und äußeren Verhältnissen nicht das gleiche sein wie einst auf St. Afrika, so darf ich doch sagen, daß ich keiner der geistigen Welten, zu denen mir die Schule den Zugang öffnete, außer der Historie so sehr verhaftet bin wie dem Weisen von Weimar. Nicht mehr in erster Linie dem Dichter, aber dem Menschen. Mich begleitet all die Kriegsjahre stets ein kleiner Band meiner „Ausgabe letzter Hand“. Von all der Literatur, die einmal in meinem Leben eine so große Rolle spielte, ist nur wenig geliebt, aber ich lese immer den einen Goethe auch in Rußland oder vielleicht gerade in Rußland.“

Noch aus den letzten Tagen des alten Jahres stammt ein Brief vom Gefreiten Christian Fischer, Nr. 35, ebenfalls aus dem Osten. „Vor nunmehr zwei Monaten erhielt ich meinen ersten Heimaturlaub, nach nahezu 20 Monaten! Die Freude wurde noch dadurch gesteigert, daß in den gleichen drei Wochen, wo ich daheim war, auch mein Bruder Martin (Nr. 36), der vor Leningrad liegt, Urlaub erhielt. Totensonntag war unser letzter Sonntag dabei. Am nächsten Abend mußten wir wieder abreisen. Sonst wären wir sicher zum Ecce erschienen.“ — Chr. Fischers Klassen-genosse, Leutnant Martin Rönsch, berichtet unter dem 21. 3. 43: „Seit der Versetzung aus der alten Kompanie, wo auch Ernst Hünigen und Gerhard Schade Dienst taten, hatte ich keine feste Bleibe mehr. Nun, nach vielerlei Kommandierungen, Lehrgängen usw. bin ich in meiner jetzigen Kompanie gelandet, wo ich hoffentlich noch lange bleiben kann. Viel, viel Arbeit gibt es, doch es ist eine schöne Arbeit, die man gern tut, weil sie Sinn hat. So schnell Ausbilder und Erzieher werden zu können, hätte ich nie geglaubt. Sehr angenehm ist das Wetter, der Infanterist muß dafür besonders dankbar sein; sonnige, helle Tage, seit Wochen noch kein Regen. . .“

Gefreiter Eckhard Vogel, Nr. 36, schreibt Mitte März: „Seit einer reichlichen Woche sitze ich hier in einem russischen Drecknest, dicht hinter der HRL, und warte auf meinen Einsatz. Wann diese Stunde schlägt, ist ungewiß, wahrscheinlich erst in einigen Wochen. Vorläufig läuft hier von früh bis abends ein Dienst, der sich nur durch die veränderte Örtlichkeit und die damit verbundenen Umstände vom heimatlichen Kommiß unterscheidet. . . . Als wir Anfang voriger Woche hier ankamen, hatte die Schlammperiode ihren Höhepunkt erreicht, es war entsetzlich, und ich hatte die Nase recht voll. Denn man kann sich, wenn man nicht aus eigener Anschauung derartig morastige Straßen, bzw. als „Straßen“ bezeichnete Sumpfbahnen kennt, so etwas nicht vorstellen. Fahrzeuge wie Stiefel blieben im Schlamm stecken.“ — Ebenfalls aus Sowjetrußland sendet einen Gruß Leutnant Eberhard Grundmann, Nr. 36, der Ordnonanzoffizier geworden ist und sich mit Freude in seine Aufgabe einarbeitet. — Leutnant Heinz Raden, Nr. 32, ist für einige Zeit aus Sowjetrußland nach Deutschland zurückgekehrt. „Ich habe voriges Jahr im August durch Zufall im Raum von Rostow meinen früheren Klassenkameraden, den Pionier-Leutnant Erich Apelt, getroffen; ich hörte inzwischen, daß auch er gefallen sein soll. . .“

— Oberleutnant Gerhard Fasold, Afr. 27, meldet unter dem 6. 3.: „Nachdem ich wieder einmal „umgezogen“ bin, möchte ich Ihnen meine neue Anschrift mitteilen. Dieses Mal bin ich nun im Osten gelandet, wo ich ja schon längst hinwollte. Wir sitzen hier mitten im Bandengebiet und haben interessante Aufgaben. Ich komme mir wie in die früheste Jugend veretzt vor, da meine Arbeit hauptsächlich im Detektivspielen und Auskundschaften der Bandenvermittler besteht...“ Aus dem hohen Norden hören wir von Oberleutnant Dr. Werner Tränker, Afr. 10: „Bei erster Gelegenheit und vor allem bei entsprechender Freizeit werde ich mir erlauben, einen längeren Bericht über norwegische Kriegsverhältnisse zu übersenden!“ — Eberhard Gottschalk, Afr. 37, hat in den neun Monaten, die er Soldat ist, schon mancherlei erlebt, auch wenn er noch nicht unmittelbar in der kämpfenden Front gestanden hat. Grundausbildung in Belgien, Lazarett, Meldung zu den Kraftfahrern, erneute Zuteilung zu einem Fliegerausbildungsregiment, dort Infanteriebetrieb, Verletzung zur Flakartillerie, im neuen Standort wunderbarer Ausblick auf die Insel Küngen; das Ostseegebiet ist ihm nun „Heimat“ geworden.

Ein Marinelazarett in Gotenhafen war bis vor kurzem Arbeits- und Wirkungsstätte von Albrecht Richter, Afr. 36. Er erzählt von seinen Mußestunden, die er augenblicklich nicht mehr vor allem der Musik wie auf Afrika widmen kann, sondern wertvollen Büchern. „Mit welcher Freude sehe ich jetzt die dürftigste Ausgabe edlen Wortes als ein Kleinod der seelischen Erfrischung und des Wachsens an, und mit welcher Sicherheit fühle ich Gutes aus der Vielzahl des als das Beste neuen literarischen Schaffens Angepriesenen heraus! All das ist das Wert Afras gewesen!“

Die Brüder Gottfried und Albrecht Pangritz hatten im März dieses Jahres ein recht ungleiches Geschick. Gottfried Pangritz, Afr. 34, schreibt am 24. 3. aus Heiligenblut: „Einen recht herzlichen Gruß aus dieser wunderbaren Gegend, in die ich für vierzehn Tage durch besonderes Glück verschlagen wurde — zum Skifahren. Im Tal liegt allerdings nicht mehr viel Schnee. Aber morgen steigen wir auf. Eben habe ich mit der Wirtstochter des „Fleischbauern“ eine Mühle gespielt. Ihr Name „Afra“ ließ mich an Sie und an meine alte Schule denken.“ — Albrecht Pangritz, Afr. 37, dagegen seufzt am 17. 3.: „Die Anstrengungen sind sehr groß, und ich wünschte manches Mal, im warmen Schulzimmer Unterricht zu haben, statt unter der Gasmaske geschunden zu werden.“

Hhj.-Feldwebel Otfried Schmidt, Afr. 36, trifft ab und zu, wie er Anfang März von der Militärärztlichen Akademie Innsbruck schreibt, auch dort Afraner, so Lothar Herberger und Georg Schöfer, beide vom Jahrgang 37. Gespannt erwartet er die Klassenzeitung, die Steger anläßlich des Schulfestes herausgeben will. Hanns Steger, der hier in Meissen bei den Dolmetschern ausgebildet wird, sehe ich öfters, wie er sich an Urlaubsnachmittagen im pfarrherrlichen Nachbargarten ausgiebig und behaglich sonnt. — Mit großer Trauer haben wir gehört, daß Leutnant Hans Schmidt vom gleichen Jahrgang, von dessen erstem Luftsturz über einen großen amerikanischen Bomber wir vor einiger Zeit hörten, von einem Feindflug nicht zurückgekehrt ist. Unter die, die verschollen sind, ist leider auch Stud.-Off. Dr. Steinbach, afr. Lehrer 34—38, zu rechnen, der nach der letzten Nachricht, die wir von ihm erhielten, im Umkreis von Stalingrad stand. Stud.-Off. Grüner ist der Einschließung gerade noch entgangen und steht jetzt im Westen. Da wir nun bei afranischen Lehrern im Heeresdienst angelangt sind, ist weiter zu vermelden: Dr. Klähr, der bis vor kurzem bei einem Landesflügen-Bataillon im Protektorat ausgebildet wurde, stellt sein Leben unter das Motto: Ducunt fata volentem, nolentem trahunt. Auch Rektor Raßner ist auf dem gleichen Truppenübungsplatz bei einer Formation der Landesflügen stationiert. — Mein Freund Dr. Platz, der in einem kleinen Städtchen der „Livländischen Schweiz“ Dienst tut, streift in Mußestunden durch die reizvolle Landschaft, die er mit den Augen des geschulten Geographen sieht: „Die Umgebung ist von einer seltenen Anmut der Formen und — gerade jetzt im Frühling — der Farben. Eine Fülle von Bächen — letzte Erben der eiszeitlichen Schmelzwasser — hat die Hochfläche vielfältig zerschnitten, in eine Menge von Riegeln und Räden aufgelöst, dazwischen schluchtartige Täler und Gründe geschaffen oder breite Mulden ausgeräumt. Immer geht es auf und ab beim Wandern, immer bieten sich neue Bilder, öffnen sich neue Blicke in eine Welt anmutiger Kleinformen. Dazu das leuchtende Grün der Birken, der Wiesen, der Saaten. — Verfallene Mühlen in

fühlen Gründen, weidende Lämmer auf breiten Talterrassen, ein verträumter See mitten im dunklen Kiefernwald — da lacht einem das Herz.“

Joachim Scheinpflug, Afr. 32, ist aus dem Heeresdienst entlassen und schreibt als stud. jur. et rer. pol. aus Leipzig über seine Berufswahl: „Bis zum Beruf ist es aber noch ein recht langer und bestimmt nicht leichter Weg; denn wie ich schon in diesen wenigen Tagen hier feststellen mußte, find wir alle, die wir so lange Soldaten waren, mehr oder weniger außer Tritt gekommen, und es wird von uns ganz sicher eine entscheidende körperliche wie auch seelische Umstellung verlangt.“ —

Die uns diese Briefe geschrieben haben, sind fast sämtlich Soldaten. Ungewiß liegt die nächste Zukunft vor ihnen, noch viel ungewisser als vor uns allen. Mich begleiteten durch die letzten Wochen und Monate Verse eines Goetheschen Gedichtes, die ich auch einem oder dem anderen ins Feld geschrieben habe. Sie sind mir immer lieber geworden und fagen mir immer mehr, je öfter ich sie durchdenke: Wie eine dunkle, undurchdringliche Wolke hängt die Zukunft über uns. Aber über ihr, und hier und da durch sie hindurch, schimmern die Sterne als Sinnbilder ewiger Gesetze, die alles Leben und alles Geschehen regieren. Unter uns, unter der Erde, auf der wir wandeln, schlafen unsere Ahnen ihren stillen Schlaf, und auch gar manche Menschen, die uns persönlich lieb und teuer gewesen sind. Den Gesetzen über uns und den Mächten unter uns sind wir Lebenden verpflichtet. Im Gedenken daran gehen wir, zwar voll Ehrfurcht, aber „ungeschredet“ voran in das Dunkel der Zukunft.

Die Zukunft deckt	Und schwer und ferne
Schmerzen und Glücke,	Hängt eine Hülle
Schrittweise dem Blicke,	Mit Ehrfurcht. Stille
Doch ungeschredet	Ruhn unten die Sterne
Dringen wir vorwärts.	Und oben die Gräber.

Und tröstlich ruft uns der Dichter im letzten Vers seines Gedichtes zu: Wir heißen Euch hoffen!

Abgeschlossen am 20. Mai 1943.

Hesse.

## Unsere Luftwaffenhelfer berichten

Der folgende Bericht ist eine Gemeinschaftsleistung unseres Zuges 6, d. h. der „schriftstellerisch Prominenten“ unter ihnen, deren Namen aber hier verschwiegen werden sollen, denn jeder spricht zugleich für alle anderen.

### Abschied von der Schule

Durch die altehrwürdigen Gänge der Fürstenschule schallt das frohe „Abgehen!“ der Klassen 6 und 7. Heute geht es ab zur Flak. Froh sind wir alle, daß wir der alten Penne nun den Rücken kehren können; aber jetzt merken wir auch erst richtig, daß uns unser altes Afrika nicht nur eine Schule, sondern auch eine zweite Heimat geworden war. Noch einmal ziehen vor unseren Augen die Jahre vorüber, die wir hier zugebracht haben. Als kleine Quartaner sind wir nach Afrika gekommen und haben unsere griechischen und lateinischen Vokabeln „gebimft“. Hinter dem Gedenkstein haben wir als Obertertianer unsere erste verbotene Zigarette geraucht. Schon als Untersekundaner haben wir unserer Schule den Dienst geleistet, dessen sich alle Altafraner gern entsinnen werden. Wir sind Inspektoren gewesen.

Schweigend wandern wir in kleinen Gruppen durch die Gebäude. Überall führen wir herum. Auch der Afrakirchturm wird nicht vergessen. Im kleinen Zwinger vereinigen wir uns zur letzten gemeinsamen Klassenaufnahme. Drauf „streichen“ wir alle noch einmal durch den großen Zwinger. Am Heldengedenkstein verweilen wir noch einige Augenblicke und gedenken der Kameraden, die noch mit uns hier zusammen gelebt haben und die nun schon in fremder Erde ruhen. — Da ruft uns die dicke Bertba zum letzten Zónakel. Kurz vor dem Anschlag schallt noch ein fröhliches „Abgehen!“ über den Hof. Dann kommt der Lehrer vom Dienst. Nach der Stellung ver-

abschieden sich die einzelnen Inspektoren, begleitet vom Geheul des Zötus. Nach alter Tradition holen wir auch im Zbnakel noch einmal „nach“. Beim Verlassen des Speisesaales umringen uns unsere Sertaner. Unsere „Kinder“ waren uns doch im Laufe eines halben Jahres recht ans Herz gewachsen. Ein letztes Händeschütteln der zurückbleibenden Kameraden, dann treten wir an. Studienrat Dr. Hansen gibt jedem zum Abschied noch einmal die Hand. Unter der Begleitung vieler Kameraden geht es zum Tor hinaus auf den Bahnhof.

### Die Rekrutenzeit

Der 20. Februar 1943 ist ein Tag, den wir wohl alle in steter Erinnerung behalten werden, weil wir an ihm von unserer alten, geliebten Schule Abschied nehmen mußten. Die Fahrt nach unserem Bestimmungsort wurde in Hochstimmung zurückgelegt, denn wir alle freuten uns schon auf die „bald“ in Aussicht stehenden Ritterkreuze. Aber so schnell sollte es leider doch nicht gehen! In D. wurden wir auf einen Lastkraftwagen verladen, und in schneller Fahrt ging es zu unseren Quartieren. Alles war schon hier für uns bereitgestellt, der Wagen hielt dicht vor unserer „Kaserne“, die sich als ein ehemaliger Kindergarten entpuppte! Schon waren wir in unserem „Landserstolze“ empfindlich getränkt, doch die Inneneinrichtung befänstigt uns rasch. Zunächst verstaute wir erst einmal unsere Klamotten in den engen Spinden und bezogen darauf gleich die Betten, die uns noch manche Sorgen bereiten sollten; denn mancher, der das Glück hatte, oben schlafen zu können, wachte in der Nacht ein Stodwerk tiefer im Bett seines Kollegen wieder auf. Am nächsten Tage nahmen wir in der Kammer unsere Sachen in Empfang. Doch tauchte sofort das erste schwere Problem auf. In manche Hofen konnten drei Mann hineinschlüpfen, und die Mützen gingen weit über die Ohren. Doch nach stundenlangem Hin und Her hatte jeder den Anzug, der ihm einigermaßen paßte. Am Nachmittag fand dann die feierliche Verpflichtung durch den Abteilungscommandeur statt.

Nun folgte drei Wochen lang die Ausbildung. Der Tageslauf war fest geregelt. Früh nach dem Morgenkaffee zur Erfrischung ein bis zwei Stunden Infanteriedienst, wir nannten es praktische Erdkunde, weil wir gleich beim ersten Male genau wußten, wie lang der Sportplatz in unserem Dorfe war. Darauf folgte militärischer Unterricht an den Geräten, der sich meist bis zum Mittagessen hinzog. Nach Einnahme unseres lukullischen Mittagsmahles sollten wir Gelegenheit haben, uns auszuruhen, woraus aber meist nichts wurde. Denn anschließend daran war Uniformappell, den der Hauptwachtmeister, genannt der Spieß, meist höchst persönlich durchführte. Da wurde vorher gebürstet und gewaschen, bis jeder glaubte, mit bestem Gewissen sagen zu können: „Jetzt ist aber alles in Ordnung!“ Gegen 2 Uhr rief dann der Ausguckposten hinter der Gardine: „Er kommt!“ — Ein Schreckensruf für die meisten. Tadellos ausgerichtet empfangen wir den Spieß, die „sauberen“ Sachen in den Händen. Nach einer halben Stunde „Antreibeübungen“ war es endlich so weit, und der „Spaß“ konnte beginnen. Meist war äußerlich an der Uniform nichts auszufehen, aber innen, bei den Nähten, fand der Spieß meist eine ganze „Braunkohlengrube“. Wenn auch dort alles in Ordnung war, schlug er mit der flachen Hand auf die auf einen Haufen zusammengelegten Sachen. Eine Staubwolke ließ ihn zurückfahren, und entsetzt fragte er den Inhaber des Kleidungsstückes: „Sehen Sie mich noch?“ Da natürlich bei jedem etwas zu finden war, wurde der ganze Appell am Abend nach dem Dienst an den Geräten wiederholt. — Nach drei Wochen endlich zogen wir in die Stellungen, und noch oft und gern denken wir heute an die Ausbildungszeit in unserem Kindergarten zurück.

### Wie sieht es in unserem Palais aus?

Mit den Stühlen auf dem Rücken bewegen wir uns in Richtung Stellung, denn wir waren im Gasthaus zum Essen und haben von dort Stühle mitgenommen, unsere Arbeitsbarade mit Sitzgelegenheiten auszustatten. Ja, was wollen wir alles noch an unserer Barade verbessern! Gardinen, Bücherschränke, Bilder, Lampen, Vasen, alles Mögliche soll noch her! Um unsere Barade haben wir Rabatten und Beete angelegt, hoffentlich leuchtet uns auch hier recht bald ein frisches Grün entgegen. Unsere Stellung liegt, wie alle anderen, in einer Industrielandschaft. Fabrikanlagen lösen Schuttfelder und Braunkohlengruben, ab. In Meißen ist es ganz gewiß landschaftlich

viel schöner. Aber dennoch möchten wir nicht ohne weiteres von hier weg, jetzt, wo wir nun in eine Stellung gekommen sind und zusammen mit den Landsfern, die unsere Väter sein könnten, Dienst machen. Aber auch geistig sollen und wollen wir arbeiten, denn dafür sind wir ja Afraner! — Jetzt, einige Wochen später, sieht es schon ganz anders aus! Manch eine Mutter hat unsere „Wohnung“ bestaunt. Wir haben uns aber auch die redlichste Mühe gegeben. Gardinen sind längst da, zwei Spinde haben wir als Bücherschränke aufgestellt. Der Raum sieht nun sehr freundlich und lustig aus, schöne Bilder und Blumen schmücken ihn. Unser Wahlspruch lautet: „Wer schaffen will, muß fröhlich sein!“ — Unsere Schlafbarade haben wir auch nicht vergessen. Die Spinde und Fenster sind angestrichen, der ganze Raum ist noch einmal geweißt, und auch hier machen die Blumen, die wir auf den Tisch gestellt haben, den Raum heiter und fröhlich.

### Es pfeift der Wind mit Stärke 10

#### Ein heiteres Erlebnis

Es war an einem der ersten Frühlingstage hier in der Stellung. Vormittags hielt im Zugdienst unser Oberwachtmeister Unterricht — Leuchtlehre, und was da alles auf dem Dienstplan steht! —, und am Nachmittag sollte ein Fußdienst (praktische Erdkunde!) feigen. Der letzte lag uns noch in den Knien, so daß recht unliebsame Erinnerungen aufstiegen, und den ganzen Vormittag ließ der April seine Launen aus, Hagel- und Regenböen zogen heran, der Sturm rüttelte an den Fensterscheiben. „Das kann ja heiter werden heute nachmittag!“ so dachten wir.

Mittags versammelten wir Luftwaffenhelfer uns in der Schlafbarade, aßen schnell einen mehr oder weniger belegten „Knachen“, da zeigte einer durch das Fenster nach Westen. Wie die wilde Jagd brauste eine Wetterwand heran, schon war sie da, huuuu! es pfiß durch alle Ritzen hinein, unsere Villa zitterte und bebte unter dem Anprall. Plötzlich wurde es hell über uns, durch die Fenster sah einer Bretter davonsfliegen, rannte zur Tür, wir hinterdrein, nichts wie raus! Draußen empfing uns ein wütender Sturm, wir konnten uns kaum auf den Beinen halten. Bachmann nahm volle Deckung. Ich kroch am Boden entlang, da sausten rechts und links von mir je ein Waschbecken — sie hatten hinter der Barade gehangen — im Schweinsgalopp zur Braunkohlengrube, wurden nun erst recht vom Sturm ergriffen, segelten hoch in in den Lüften davon und verschwanden in dem Regenvorhang. Am den Waschbecken nicht in die Grube nachfolgen zu müssen, kroch ich unter den Wasservagen, der, Gott sei Dank, voll war und Klöße vor den Rädern liegen hatte. Dort traf ich schon Augustin an. Sein fetter Butterknachen hatte eine graubraune Farbe angenommen, der Kohlenstaub lag fast fingerdick darauf. Gemeinsam arbeiteten wir uns zum Kohlenschuppen durch — er ist in einen Abhang hineingebaut und bietet deshalb einigermaßen Schutz — und warteten den Hauptanprall des Unwetters ab. Sich auf den Beinen zu halten, war unmöglich, man wäre rettungslos in der Grube gelandet. — Schließlich wagten wir uns zaghaft hervor und erzwangen den Rückzug in unseren Tagesraum. Dort konnte man die „Luft“ in Eimer verladen und in die Abfallgrube schütten, so gut war sie! Das Ofenrohr war — soweit überhaupt noch vorhanden — nicht mehr ganz zugkräftig. Thürigen sah traurig und hütelnd vor seinem trockenen Brot, die dicken Dauermurfscheiben hatten das Weiße gefuckt.

Wie muß es aber in der Schlafbarade aussehen? Gegen den Sturm und Regen kämpften wir uns vorwärts. Das ganze Schloß stand schief, nur mit brutaler Gewalt ließen sich die Türen öffnen. Aus Furcht vor niederbrechenden Baumstämmen setzten wir den Stahlhelm auf und drangen mutig vor. Das Regenwasser plätscherte lustig durch die dünne zweite Bretterbede auf die Betten. Wir schoben die Betten zusammen, deckten sie mit Zeltbahnen ab und kamen uns vor wie Bombengeschädigte. Ich erbrach ein Päckchen von meiner Mutti, das gerade noch vor dem Sturm angekommen war, und las: „... in der Hoffnung, daß es Dir genau so wohl ergeht wie mir...“ Sollte man da lachen oder weinen?

Da kam Prehn schweißüberströmt herein, setzte sich nieder und lachte. Nach einigen Minuten lachte er immer noch. Wir zweifelten schon an ihm und fragten, ob wir doch nicht lieber in Arnsdorf anrufen sollten. Endlich beruhigte er sich und erzählte, von Lachsalmen unterbrochen: Er hatte, etwas abseits von der Stellung, auf der nicht ganz komfortablen „Brücke“ gefessen. Neben an stand noch ein solches

Gebäude mit einem „Herz“ in der Türe für die Russen, die in der Stellung Arbeitsdienst tun. Plötzlich erlebte er den Ansturm des Unwetters, das Häuschen bebte, schwankte, er wollte hinaus, aber der Druck presste die Türe zu. Da, nebenan ein Krachen und Poltern, ein Strahl Lehm und Erde schoß durch das Herz hinein, der Schreden verdoppelte Drehns Kräfte, und er zwängte sich hinaus. Das Nebenhäuschen hatte nur mal eben „transloziert“. Auf dem Rückweg sammelte er noch die Trümmer eines Fensterladens und verstaute sie hinter dem Splitterschuh. — Als sich das Wetter am Nachmittag etwas zahmer gebärdete, besahen wir den Schaden. Abgesehen von Ofenrohr, Waschbecken, Fensterladen, „Brüde“ und einem Teil unseres Daches waren keine nennenswerten Verluste eingetreten. Sogar Seppl, der Stellungshund, steckte seinen Schwanz wieder in die Höhe. Wir aber stiegen in die Grube hinab und holten die kläglichen Reste unseres einst so schönen Daches herauf. Auch die Waschbecken fanden sich hier, nur etwas zerbröckelt.

Wenn jetzt das Dach bei Regenwetter Wasser durchläßt, dann erinnern wir uns gern an den Sturm und wollen schier bersten vor Lachen, wenn einer recht lebhaft schildert, wie wir flüchteten oder wie dem die Wurst vom Brote flog oder wie die Waschbecken entwehten. Das war ein Erlebnis, noch lange der Erinnerung wert.

### Lumpi

Er hätte gewiß in einen Stahlhelm gepaßt, damals, als wir ihn bekamen. Er konnte ja noch kaum stehen, und wenn er mit seinen ungeschickten Beinchen in der Stube und auf dem Hof herumließ, purzelte er manchmal um. Die Tochter unserer Kochfrau im Dorf hatte ihn mitgebracht, da hat aber die Alte — und das kann sie wie keine andere — furchtbar gekeist: „Schafft den Hund raus, schafft den Hund raus! Der macht bloß in die Stube!“ Und ihr schrilles Organ überschlug sich hier. Er war aber auch wirklich „straßenrein“! Das erlebten wir noch und noch, als wir ihn in die Stellung entführt hatten. Erst schnüffelte er am Boden herum, dann hockte er sich etwas, aber dann war es auch schon geschehen. Alles rief empört: „Lumpi!“ Der Herr Obergefreite Nagel, ein alter Rußlandkämpfer, raste hin, tupfte ihn mit der Schnauze hinein und schleifte ihn am Schlawittchen, indem er ihm laufend hinten drauf klopfte, zur Tür hinaus ins Freie, damit er gleich wußte, was er für einen Weg zu diesem Zwecke einzuschlagen hätte und daß es unziemlich sei, solches in der Stube zu verrichten. ... Der Unteroffizier war ganz vernarrt in den kleinen Kerl. Nachts auf Telefonwache sahen wir, daß mitten im Bett der kleine Köter lag und vorsichtig darum herum der Herr Unteroffizier. Er wagte kaum zu schlafen, damit ja der Hund nicht gestört wurde. Ja, er durfte ihm in die Ohren beißen und mit der Schnauze ins Gesicht stoßen. Die ganze Würde des Herrn Unteroffiziers war einer väterlichen Liebe zu dem kleinen Hündchen gewichen. Allmählich wuchs Lumpi und wurde zusehends größer; er fraß ja auch dementsprechend. Es passierte sogar, daß sein Bauch zu einer Kugel anschwell und ihn neben der Futterkammer zu Boden zog. Da lag er da und schlief den Schlaf des Gerechten, und eingedenk seliger Ufranerjahre dachten wir: „Post cenam stabis, an mille passus meabis“.

Wenn wir Posten standen, biß er sich spielerisch in den langen, bis auf die Füße reichenden Mantel hinein und hing sich daran fest und zerrte daran herum. Dann wieder sprang er schnell weg, stemmte sich mit den Hinterpfötchen wie zu einer Attade, knurrte und sprang wieder in den Mantel und biß sich hinein, und so tat er die ganze Stunde, in der wir Wache standen.

Bonzo, der Batteriedackel, besuchte ihn! Nun muß ich aber sagen: besucht sie, und mit Besorgnis sehen wir der Stunde entgegen, in der uns Lumpi eines Tages kleine Dackelförchen bescheren wird.

## Schwarzes Brett

### Abiturienten des Jahrganges 1937

Es gingen am 27. Februar 1943 ab:

	Berufswunsch oder Studium	Berufswunsch oder Studium
Bretschneider, Wolfgang	Germanistik	Philipp, Arnulf
Gottschalk, Wolfgang	Ing.-Offizier der Luftwaffe	Priesel, Joachim
Kliemant, Günter	Arzt	Rau, Ludwig
Kurz, Christian	Volkswirt	Schaefer, Helmut
Meinel, Wolfgang	Philosophie und Theologie	Voigt, Ernst
		Zeidler, Helmut
		Höhere Forstlaufbahn
		Berm.-Jurist
		Jurist
		Höh. Lehramt
		Offizier (Heer)
		Arzt

Es verließen im Laufe des Schuljahres 1942/43 die Schule:

Böhme, Gottfried	Zug 1	Schadendorf, Wulf	Zug 6
Gläser, Armin	" 1	Sembdner, Johannes	" 6
Leonhardi, Peter	" 1	Baum, Wolfgang	" 7 HS.
Uhlig, Wolfgang	" 1	Frenzel, Wilfried	" 7 W.D.
v. Palstring, Hans	" 1	Kestler, Helwig	" 7 W.D.
Rosenthal, Wolfgang	" 2	Pexholdt, Hans	" 7 W.D.
Schneider, Siegfried	" 2	Richter, Paul	" 7 W.D.
Görnig, Volkmar	" 3	Weber, Siegf.	" 7 W.D.
Hiede, Hanfried	" 4	Berger, Eberhard	" 8 W.D.
Schille, Gottfried	" 4	Hansen, Günter	" 8 W.D.
Roach, Hans	" 4 (Gasthörer)	Pangritz, Albrecht	" 8 W.D.
Rittel, Klaus	" 6		

Es wurden im Laufe des Schuljahres 1942/43 aufgenommen:

4. Mai 1943		4. Mai 1943:	
Grave, Walter, aus Essen	Zug 1	Schmalz, Bernhard, aus Raunhof	Zug 2
Hage, Wolfgang, aus Dresden	" 1	31. Januar 1943:	
11. Februar 1943:		Kruse, Hans, aus Hermsdorf	" 3
Eggebrecht, Jürgen, aus Essen	" 1	8. Mai 1943:	
19. Mai 1943:		Laufschte, Gerhard, aus Köln	" 3
Krohn, Hans, aus Quedlinburg	" 1	11. Januar 1943:	
1. November 1942:		Schmalz, Joachim, aus Hainichen	" 5
Orlicek, Valentin, aus Znaim	" 2	Post Göhnik/Th.	" 5
16. November 1942:		15. Mai 1943:	
Rühn, Ulrich, aus Großgrimma	" 2	Birnback, Edgar, aus M.-Glabach	" 5

### Stiftungen und Schenkungen an den Gemeinen Kasten

Rechtsanwalt Dr. Dennhardt, Adorf, übersandte der Schule nach dem Willen des gefallenen Sohnes Rolf 200 RM.; Frau Susanne Mages, Freuen/W., errichtete für ihren gefallenen Sohn eine „Gotthold-Mages-Stiftung“, Spende 500 RM.

Bücher-schenkungen: Prof. Dr. Ernst Boehm, Leipzig, „Der Schöppenstuhl zu Leipzig“; Lotichius übersandte einige Bücher; Dr. Paul Köhler, Fürstentfeldbruck, sein Buch „Moritz von Sachsen, der große Wettiner“; H.-Hauptsturmführer Burkhardt, Meissen, z. B. im Felde, ein Buch; Franz Pfeiffer, Jahnabach, Bücher aus dem Nachlaß seines Vaters; Dr. Opitz, Dresden, ein Stammbuch; WBR. Meissen — Kriegsmarine, Werbebücher für die Kriegsmarine.

### Lebenslauf des Studienassessors Heinz Heinrich

Ich wurde am 25. Dezember 1908 als zweiter Sohn des Volksschullehrers Emil Heinrich in Dresden geboren. Nach Besuch der Bürgerschule und der Oberrealschule Dresden-Johannstadt studierte ich auf der Technischen Hochschule Dresden

Reine Mathematik, Physik und Erdkunde. Durch den Beruf meines Vaters, den inzwischen auch mein Bruder ergriffen hatte, wurde ich schon frühzeitig mit der Arbeit und den Aufgaben des Erziehens vertraut. Hinzu kam noch, daß meine Eltern seit meiner Kindheit in allen Sommerferien mit einer Kinderschar ins Gebirge und später an die See fuhren, um sie dort während dieser Zeit zu betreuen. In den Eindrücken, die sich dadurch in den vielen Jahren meiner bemächtigten, liegt vielleicht auch meine Liebe zum Erzieherberuf begründet.

Das Referendarjahr leistete ich 1935/36 an der Oberrealschule Dresden-Seevorstadt ab. Das damalige Überangebot an Mathematikern an den höheren Schulen Sachsens brachte es mit sich, daß ich nicht im höheren Schuldienst verwendet werden konnte, sondern in den Berufsschuldienst übergehen mußte. So war ich von Ostern 1936 bis Ostern 1937 an verschiedenen Berufsschulen in Lommahsch, Dresden und Kadebeul tätig und wurde danach an die Handelsschule Coswig Bez. Dresden veretzt. Es waren Jahre schwerster Arbeit, mußte ich mich doch bei hoher Wochenstundenzahl in vollkommen neue Sachgebiete einarbeiten, denn ich habe teilweise bei Bauern, Friseurern, Schornsteinfegern und Fleischern Unterricht geben müssen. Aber gerade diese Jahre möchte ich nicht missen. Sie gewährten mir wertvollen Einblick in die Arbeit verschiedener Berufskreise unseres Volkes und rangen mir Achtung vor dem Wirken der Berufskameraden anderer Schulgattungen ab. Meine Tätigkeit in Coswig wurde in den Jahren 1940/41 durch einen 13monatigen Wehrdienst unterbrochen.

Im Dezember 1943 wurde ich von einem Vertreter der Inspektion der Deutschen Heimsschulen als Erzieher für die Deutsche Heimsschule Meißen ausgewählt. Nach einer Vorbereitungszeit an der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt in Plöna und der Reichsschule für Volksdeutsche in Rufsach/Elbsch trat ich am 15. Februar 1943 meinen Dienst an.

### Lebenslauf des Studienassessors Hans Hering

Ich, Hans Richard Hering, wurde am 13. Juni 1906 in Kurort Rathen (Kreis Pirna) als Sohn des Kaufmanns Carl Richard Hering und seiner Ehefrau Anna geb. Flachs geboren. Von 1916 bis 1921 besuchte ich die Realschule zu Pirna und von 1921 bis 1926 am gleichen Ort das Lehrerseminar. Hier lernte ich das Internatsleben kennen. 1927 legte ich mit Erfolg die verkürzte Reifeprüfung am Realgymnasium zu Leipzig-Lindenau ab. Von 1926 bis 1931 studierte ich in Leipzig und Paris neuere Sprachen und Geschichte. Bei dem Historiker Goetz untersuchte ich das Griechentum im Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. Im Februar 1932 unterzog ich mich mit Erfolg der Staatsprüfung für das höhere Lehramt. Meine Staatsprüfungsarbeiten handelten über Ernst Curtius und das Griechentum und über den Einfluß von Pierre Bayles Dictionnaire philosophique et historique auf die Bildung in Frankreich im 18. Jahrhundert. Bis 1942 war ich an verschiedenen Volksschulen des Oschauer Bezirkes tätig, zuletzt in Reppen, wo ich noch jetzt mit meiner Familie wohne. Als Freiwilliger diente ich 1937 und 1938 in Achttwochenübungen beim I.R. 101, nahm am Sudeteneinmarsch teil und war in diesem Krieg als Offiz. in einer M.G.R. mit in Polen, Frankreich und auf dem Balkan. Am 7. April 1941 wurde ich vor dem Panzerwerk Chinos (Griechenland) durch Granatsplitter verwundet (Oberschenkelbruch).

Ende 1941 entlassen, kam ich im August 1942 an die Hauptschule Oschaw. Im Januar 1943 berief mich das Ministerium für Volksbildung als Erzieher an die Deutsche Heimsschule Meißen. Um Erfahrungen zu sammeln, wurde ich von der Inspektion für die Deutschen Heimsschulen im Januar und Februar an die Oberschule Birnbaum (Wartheland) und an die N.P.E.U. Schulpforta abgeordnet.

Ich werde bemüht sein, die meiner an dieser ehrwürdigen Anstalt harrenden Aufgaben unter Einsatz meiner ganzen Person zu erfüllen.

### Familiennachrichten

Befördert oder versetzt: Karl Franz, Afr. 92, Generalmajor der Polizei im Reichsministerium des Innern, Berlin, Juli 42. — Erich Röhrler, Afr. 99, Landrat, Rochlitz, 1. 4. 43. — Gotthardt Seidler, Afr. 23, Forstmeister, Jan. 43. — Rudolf Göhler, Afr. 27, Pastor, Großharthau. — Friedrich Wagemann, Afr. 25,

Regierungsrat, Zittau. — Wolfgang Häntsch, Afr. 19, Studentrat an der Städt. Oberschule, Falkenstein i. B. — Fritz Fanghänel, Afr. 16, Regierungsrat am Finanzamt Döbeln. — Alfred Zerbel, Afr. 18, Oberst im Generalstab. — Gerhard Gruner, Afr. 30, Oberarzt, 20. 4. 43. — Gerhard Schulze, Afr. 09, Oberleutnant, Jan. 43. — Rudolf Dinter, Afr. 08, Generalmajor. — Alexander Wougl, Afr. 04, Oberst, Nov. 42. — Wolfgang Schöne, Afr. 22, Oberleutnant d. R., 1. 11. 42. — Hans-Gangolf Bier, Afr. 31a, Dr. med., Unterarzt. — Zum Leutnant wurden befördert: Wolfram Seifert, Afr. 33, Martin Röntsch, Afr. 35, Hans-Peter Gadegast, Afr. 35, Bert Mehl, Afr. 36, Ludwig Wagemann, Afr. 19. — Karl Rasche, Afr. 07, Pfarrer in Rautenfranz i. B. — Johannes Tamm, Afr. 26, Dr. med., Schwarzheide b. Rußland.

Verlobt: Wolfgang Bleyer, Afr. 31a, Leutnant, mit Fräulein Ursula Schulz, Ganderkesee (Oldenburg), am 12. 12. 42. — Horst Diettrich, Afr. 28, Oberzahlmeister, mit Fräulein Charlotte Preißchat, aus Finkengrund (Westpreußen), Neujahr 1943. — Christian Krause, Afr. 27, Pastor und Oberleutnant, mit Fräulein Margarete Liebelt aus Ehrenhain (Thür.), Weihnachten 1942. — Eberhart Riemer, Afr. 23, Dr. jur., mit Fräulein Gudrun Eisser aus Gera, Dez. 42. — Gotthard Stange, Afr. 32, Oberleutnant, mit Fräulein Rita Dörfer, Meißen, am 30. 1. 43. — Johannes Hünigen, Afr. 09, Dr. jur., Landgerichtsdirektor, Dresden, mit Fräulein Ellen Meißner, Mittweida, am 28. 3. 43. — Lothar Däßler, Afr. 32, stud. ing., mit Fräulein Erika Stabenau, am 3. 4. 43. — Friedrich Winger, Afr. 31, stud. jur., mit Fräulein Waltraut Busch, Dresden, Mai 43. — Johannes Siegert, Afr. 31a, mit Fräulein Ingeborg Gängler aus Meißen, Mai 43.

Vermählt: Christian Sinz, Sohn von A 98, mit Fräulein Sonja Eder, Wien, am 9. 1. 43. — Otto Winger, Afr. 26, mit Fräulein Johanna Zimmer, Dresden, am 19. 9. 42. — Hans-Günther Müller, Afr. 31a, stud. jur., Feldwebel, mit Fräulein Josef Reuschler aus Leipzig. — Hans-Dietrich Streckfuß, Afr. 31a, Dr. med., Unterarzt der Luftwaffe, mit Fräulein Ingeborg Florey, Dresden, am 11. 3. 43. — Günther Lindner, Afr. 32, Leutnant, mit Fräulein Ilse Raffig, Meißen, am 15. 3. 43. — Werner Vormann, Dr., Leutnant, mit Fräulein Sigrun Schönfeld, Schwester von Afr. 28, Febr. 1943. — Horst Diettrich, Afr. 28, Oberzahlmeister, mit Fräulein Charlotte Preißchat, am 10. 3. 43. — Hans Werner Genfichen, Afr. 27, Lic. theol., Leutnant, mit Fräulein cand. med. Erika Schmidt, Hamburg, März 43. — Eberhart Riemer, Afr. 23, Dr. jur., Assessor, mit Fräulein Gudrun Eisser, Gera, am 10. 4. 43. — Helmut Geigenmüller, Afr. 29, stud. rer. mont., mit Fräulein Ingeborg Fromm, Delsnis i. E., am 22. 4. 43. — Christian Schanz, Afr. 31a, Leutnant, mit Fräulein Anneliese Bergf., Mannsdorf über Seiß, April 43. — Gerhard Gruner, Afr. 30, Oberarzt, mit Fräulein Herta Klinger aus Meißen, am 20. 4. 43. — Gerhard Hübler, Afr. 30, Intendantur-Referendar, mit Frau Ellen verw. Janke, geb. Schramm, aus Birkenwerder b. Berlin, April 43. — Christian Krause, Afr. 27, Pastor, Oberleutnant, mit Fräulein Margarete Liebelt aus Ehrenhain (Thür.), am 18. 4. 43. — Heinz Heinrich, Studienassessor, Erzieher an der Deutschen Heimsschule Meißen, mit Fräulein Ilse Schramm, Dresden, am 15. 5. 43.

Geboren: Ein Sohn: Martin Doerne, Afr. 12, Dr. theol., Universitätsprof. in Leipzig, Ludwig, am 9. 1. 43. — Heinrich Arnold, Afr. 27, Oberleutnant, Rottweil a. N., Reinhard, am 31. 12. 42. — Martin Lausche, Afr. 12, Dr. phil., Ostrowo (Wartheland), Klaus-Steffen, am 19. 5. 42. — Günther Ulrich, Afr. 27, Oberleutnant, Dr. jur., Hartmut, am 18. 2. 43. — Gottfried Illing, Afr. 25, Pfarrer in Haarlem, Christoph, am 3. 6. 43.

Eine Tochter: Günther Frommolt, Afr. 05, Dr. med., Universitätsprof., Halle, Brigitte, am 28. 12. 42. — Hans Soeder, Afr. 31, stud. theol., Oberleutnant, Barbara, am 21. 2. 43. — Hildegard Schmidt, geb. Lorenz, Tochter von Afr. 98, Gudrun, am 18. 2. 43. — Hans Siegmann, Afr. 29, Hauptmann, Stralsund, Sabine, am 28. 3. 43. — Paul Liebe, Afr. 15, Dr. phil., Dresden, Cornelia, am 7. 4. 43. — Werner Fentzsch, Afr. 25, Lic. theol., Berlin, Annette, am 4. 5. 43. — Hermann Leuschner, Afr. 26, Pfarrer, z. 3. als Oberwachmeister im Felde, Dorothea, Lausitzken (Ostpr.), am 7. 4. 43. — Johannes Burkhardt, Afr. 24, Zahnarzt in Meißen, z. 3. als Haupt-

sturmführer im Felde, Sigrid, Ende Mai 43. — Otfried Hartlich, Stabsfeldwebel, Sohn von Rektor Dr. Hartlich, Meissen, Sabine, April 43.

Gestorben: Bruno Otto, Ufr. 65, Prof., Schulrat, SeminarDir. i. R., Eifenach, am 25. 12. 42. — Karl Friedrich Paul, Ufr. 71, Dr. jur., Reichsgerichtsrat, Leipzig, am 10. 1. 43. — Leonhard Fischer, Ufr. 86, Oberstleutnant a. D., Dresden, am 3. 1. 43. — GbH Freiherr von Hohenberg, Ufr. 02, Dr. jur., Abteilungsleiter in der DJF., Berlin, am 18. 2. 43. — Max Schidert, Ufr. 73, Landgerichtsdirektor i. R., am 16. 12. 42. — Paul Grünner, Ufr. 91, Rechtsanwalt und Notar, Dresden, lt. Postvermerk. — Wilhelm Rheinschüssel, Ufr. 27, am 20. 4. 43. — Franz Caspari, Ufr. 81, Dr. jur., Obergerwaltungsgerichtsrat i. R., Meissen, am 15. 4. 43. — Paul Rößler, Ufr. 90, Dr. phil., Hofrat, Zahnarzt, Dresden, am 17. 4. 43.

Gefallen: Ingolfried Zwaer, Ufr. 31, Oberleutnant und Kompanieführer, im Dez. 42. — Martin Schönberger, Ufr. 34, im Nov. 42. — Walter Blobel, Ufr. 35, Gefr., im Nov. 42. — Christoph Lübke, Ufr. 36, im Jan. 43. — Felix Luthardt, Ufr. 31a, Leutnant, im Jan. 43. — Kurt Raasch, Ufr. 32, Leutnant, im Jan. 43. — Erich Gräf, Ufr. 21, Dr. jur., Intendanturrat, Chemnitz, starb in usamerikanischer Gefangenschaft.

Vermisst: Hermann Probst, Ufr. 31a. — Rudolf Koenig, Ufr. 29, Dr. phil. — Hans Schmidt, Ufr. 35, Leutnant, Bischofswerda. — Otto Ernst Steinbach, Dr. phil., Studienassessor an der Fürstenschule 1934—38.

Auszeichnungen: Erich Boden, Ufr. 09, Dr. jur., Amtsgerichtsdirektor, Dresden, Kriegsverdienstkreuz 2. Kl., 1. 5. 43. — Otto Betterling, Ufr. 16, Steuer- oberinspektor, Kriegsverdienstkreuz. — Wolfgang Häntsch, Ufr. 19, Leutnant, Kriegsverdienstkreuz 2. Kl. mit Schwertern. — Johannes Burthardt, Ufr. 24, Hauptsturmführer, Kriegsverdienstkreuz 1. Kl. mit Schwertern. — Erich Apelt, Ufr. 32, gef. im August 1942, wurde nach seinem Heldentode zum Oberleutnant befördert.

In den Ruhestand gingen: Walter Handwerd, Ufr. 90, Landgerichtsrat, Bautzen, am 1. 4. 43. — Arthur Mödel, Ufr. 91, Landgerichtsdirektor, Zwickau, am 1. 3. 43. — Curt Reinhardt, Ufr. 92, Dr. jur., Landgerichtsdirektor, Dresden, am 1. 4. 43.

## Geschäftliche Mitteilungen

1. Der Afranische Bote soll im Kriegsjahr 1943 zweimal erscheinen. Das vorliegende Doppelheft, das in den Tagen der 400-Jahr-Feier abgeschlossen wird, hält vor allem eine geschichtliche Rückschau. Heft 3 soll, wenn es die Kriegsverhältnisse gestattet, Ende des Jahres erscheinen.
2. Das Jahresabonnement des Boten beträgt 3.— RM. Kriegsteilnehmern geht das Heft zum Zeichen unserer Dankbarkeit unberechnet zu.
3. Fernsprecher der Schule: 3317; des Dr. Hansen 3139; des Rentamts 3436.
4. Geldsendungen an den Gemeinen Kasten
  - a) Anschrift: Gemeiner Kasten der Deutschen Heimschule Meissen;
  - b) Konten: Stadtbank Meissen 2840; Postsparkonto Dresden 113 531;
  - c) Genaue Angabe der Anschrift, des Aufnahmejahres und des Zweckes der Sendung erbeten.
5. Konten des Rentamts:
 

Stadtbank Meissen 43; — Postsparkonto Dresden 30 083.  
Konto der Direktion: Stadtbank Meissen 4385.
6. Familienanzeigen, Mitteilungen über bestandene Prüfungen, Beförderungen und Versetzungen sind sehr willkommen.